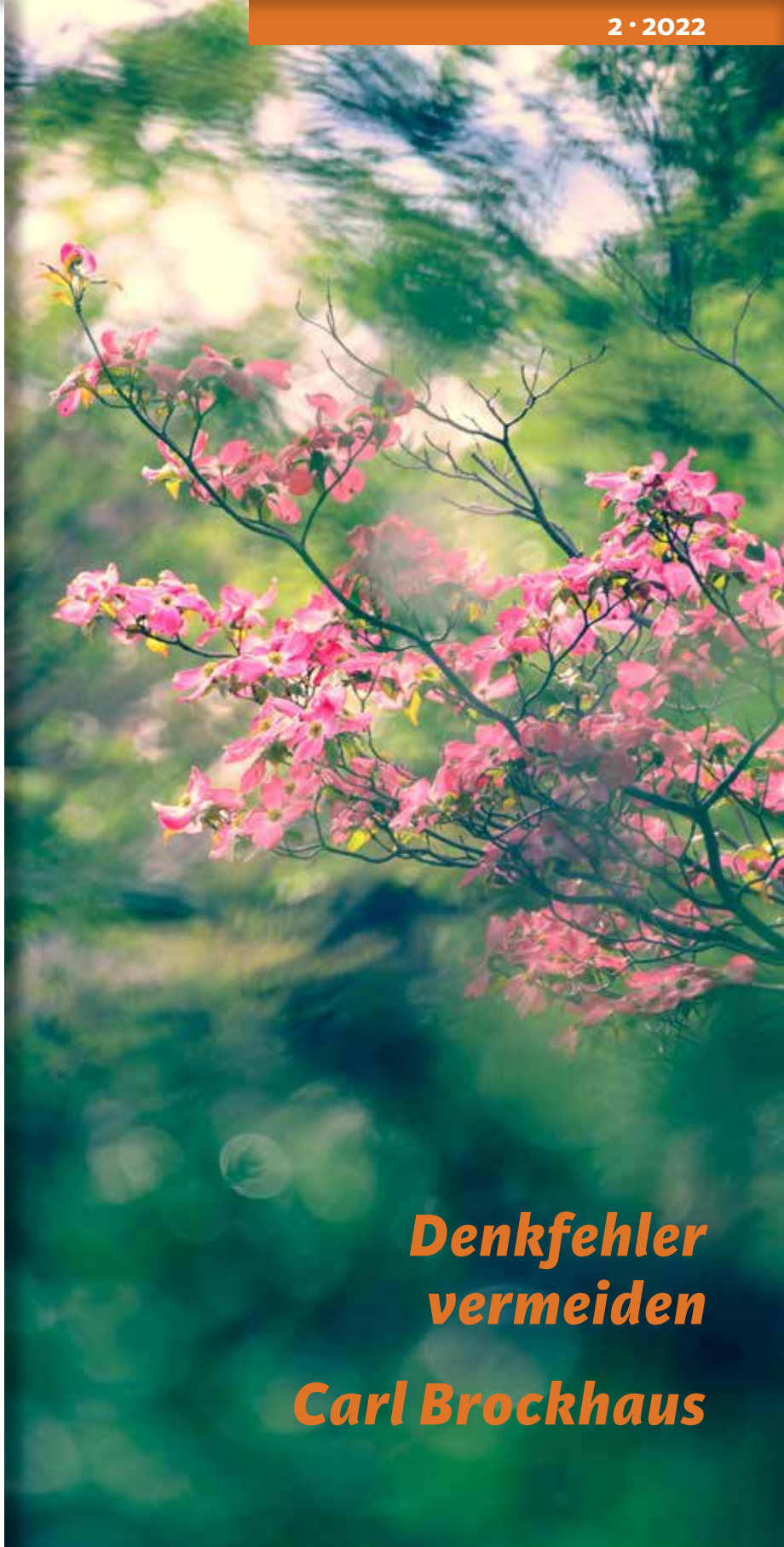


Zeit & Schrift

25. Jahrgang

**Denkfehler
vermeiden**

Carl Brockhaus



Editorial

- 3** **Von »Coronaleugnern« und »Putinverstehern«**
Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Barnabas und die ersten Gemeinden (15)**
Horst von der Heyden

Bibel im Alltag

- 16** **Denkfehler vermeiden**
Peter Schmitz

Vorbilder

- 20** **Carl Brockhaus – und was wir von ihm lernen können**
Gerhard Jordy

Aktuelles

- 26** **Massenpropaganda in Coronazeiten**
Karl Otto Herhaus
- 28** **Kritisches zur Wissenschaft(stheorie)**
Jochen Klein

Vor-Gelesen

- 32** **Hartmut Wahl: Kein bedingungsloser Gehorsam**
Hartmut Kretzer
- 35** **John Lennox: 2084**
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36** **Brief aus der Heimat**
Wilhelm Busch

Zeit & Schrift

25. Jahrgang 2022

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneidg@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 12 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Von »Coronaleugnern« und »Putinverstehern«

Zwei Jahre lang war Corona das alles beherrschende Thema in den Medien. Keine Nachrichtensendung, keine Zeitungsausgabe, gedruckt oder online, die der Pandemie nicht oberste Priorität eingeräumt hätte. Auch wenn die Inzidenzen sanken, sorgten die Medien dafür, dass die Aufmerksamkeit für das Virus nicht erlahmte. Die sozialen Netzwerke bildeten diese Berichterstattung getreulich ab: Tag für Tag redeten sich Befürworter und Gegner der Coronapolitik auf Twitter, Facebook und Telegram die Köpfe heiß und schlugen einander (virtuell) die Köpfe ein.

Ende Februar dann ein abrupter Wechsel: Der Überfall Russlands auf die Ukraine drängte das Thema Corona sofort in den Hintergrund. An manchen Tagen konnte man – trotz Rekordinzidenzen – den Eindruck bekommen, die Pandemie sei vorbei. Die sozialen Netzwerke wollten sich nicht ganz so schnell von ihrem Lieblingsthema abbringen lassen, aber inzwischen ist hier ein anderes eigenartiges Phänomen zu beobachten: Unter solchen, die zuvor als »Coronaleugner« beschimpft wurden, weil sie die Pandemiemaßnahmen der Regierung in Frage stellten, finden sich nun überdurchschnittlich viele, die für Wladimir Putin Verständnis zeigen, die Schuld an der kriegereischen Eskalation dem Westen zuschieben und auf ungesühnte Kriegsverbrechen der Amerikaner hinweisen. Das Schicksal der Menschen in der Ukraine, die Tag für Tag um ihr Überleben bangen müssen, scheint sie weniger zu interessieren.

Wer hofft, dass diese irdisch-machtpolitische Argumentation nur bei Nichtchristen zu finden sei, wird leider enttäuscht: Zwischen christlichen und nichtchristlichen »Putinverstehern« ist praktisch kein Unterschied zu erkennen.

Wie lässt sich diese erstaunliche Kombination zweier Themen bzw. Standpunkte, die eigentlich nicht das Geringste miteinander zu tun haben, erklären? Einige Kommentatoren führen mangelnde Medienkompetenz ins Feld, insbesondere die Unfähigkeit, zwischen vertrauenswürdigen und nicht vertrauenswürdigen Quellen zu unterscheiden. Ganz sicher gibt es Bereiche, in denen dieses Problem eine

Rolle spielt – die Anfälligkeit mancher Christen für Verschwörungstheorien selbst unwahrscheinlicher Art ist bekannt –, aber im Falle von Putin scheint mir diese Erklärung zu kurz zu greifen. Vielmehr liegt hier offenbar eine bewusste Entscheidung vor, den »Mainstream-Medien«, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten allerlei fragwürdige ethische Entwicklungen mitgetragen und gefördert haben, grundsätzlich zu misstrauen, egal um welches Thema es sich handelt – sei es die Corona-Pandemie oder der Ukraine-Krieg.

Es liegt mir fern, einer naiven Mediengläubigkeit das Wort zu reden – gerade beim Thema Corona in all seinen komplexen und widersprüchlichen Facetten war und ist eine gesunde Skepsis oft angebracht. Aber Opposition aus Prinzip kann auch nicht die Lösung sein. Wer für Putin Partei ergreift, nur weil die »Mainstream-Medien« ihn verdammen, rechtfertigt einen brutalen Angriffskrieg und verschließt seine Augen vor dem namenlosen Leid unzähliger Menschen. Dass Putin in der Vergangenheit in einigen ethischen Fragen auf der »richtigen« Seite gestanden haben mag, tut hier nichts zur Sache – als Christen sind wir keine Vasallen von Menschen, sondern müssen unser Urteil immer wieder neu am Maßstab der Heiligen Schrift ausrichten. Wenn selbst die »Welt« ein besseres Empfinden für Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat als manche Christen, wird es höchste Zeit, den Kompass neu zu justieren!

Michael Schneider

Barnabas

und die ersten Gemeinden (15)

Barnabas und Paulus waren nach Antiochien zurückgekehrt. Sie hatten den dortigen Geschwistern den Brief abgeliefert, den die Jerusalemer Gemeinde als Ergebnis der Beratungen über die Beschneidungsfrage verfasst hatte. Mitgereist waren Judas und Silas, die von der Urgemeinde dazu bestimmt worden waren, die Beschlussfassung gemeinsam mit den Aposteln zu erläutern. Nachdem Judas und Silas ihre Aufgabe erfüllt hatten, waren sie wieder nach Jerusalem abgereist. Barnabas und Paulus verblieben noch in Antiochien, in der Gemeinde, die sie vor Jahren auf die erste Missionsreise ausgesandt hatte.



Apg 15,36: Nach einigen Tagen aber sprach Paulus zu Barnabas: Lass uns nun zurückkehren und in jeder Stadt, in der wir das Wort des Herrn verkündigt haben, die Brüder besuchen und sehen, wie es ihnen geht.

Die Initiative ging von Paulus aus. Ihm lag daran zu erfahren, wie es denen jetzt ging, die durch ihre Missionsarbeit zum Glauben gekommen waren. Wir dürfen sicher sein, dass Paulus wirklich besorgt, ein echter Seelsorger war. So kennen wir ihn ja auch aus seinen Briefen, in denen er immer wieder um das Wohl der Seelen ringt, die auf dem Weg sind (vgl. Röm 1,11; Phil 1,8).

Apg 15,37: Barnabas aber wollte auch Johannes, genannt Markus, mitnehmen.

Johannes Markus war, nachdem er sich in Perge von ihnen getrennt hatte, nach Jerusalem zurückgekehrt. Jetzt scheint er offenbar wieder in Antiochien gewesen zu sein. Lukas lässt uns über die Umstände, die dazu geführt hatten, im Unklaren, sodass auch Erklärungsversuche letztlich spekulativ bleiben. Was man aber sich aber bewusst machen muss: Barnabas und Paulus waren ja wegen der Beschneidungsfrage zwischenzeitlich nochmals in Jerusalem gewesen. Und als die geklärt war, hatten die dortigen Geschwister Judas und Silas ausgewählt, um Paulus und Barnabas nach Antiochien zu begleiten. Denkbar wäre, dass sie bei dieser Gelegenheit auch Johannes Markus mitgenommen hatten – auch wenn er dazu von den Geschwistern nicht explizit ausgewählt worden war. Aber das war

er ja auch damals nicht, als Barnabas und Paulus von Antiochien aus zur ersten Missionsreise aufgebrochen waren.

Barnabas wollte also, dass Johannes Markus sie auf der zweiten Missionsreise begleitete. Lag es nur an der verwandtschaftlichen Beziehung, dass er seinen Neffen mitnehmen »wollte«? Die alte Elberfelder Bibel übersetzt dieses »wollte« mit »war gesonnen«. Eine etwas altertümliche Formulierung, in der Tat, aber vielleicht drückt sie besser das Motiv aus, das über die rein verwandtschaftliche Bindung hinausgeht. Schlachter (2000) übersetzt hier: »Barnabas aber riet dazu«, ähnlich wie es bei Luther (1912) steht: »Barnabas aber gab Rat«.

Ja, die verwandtschaftliche Beziehung wird eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben. Denkbar wäre sogar – aber das bleibt natürlich wieder Spekulation –, dass Barnabas eine Art »Ersatzvater« für Johannes war, dessen leiblicher Vater in der Apostelgeschichte nicht vorkommt – vielleicht weil er schon gestorben war. Wäre es dann nicht sehr verständlich, dass Barnabas mit dem noch jungen Johannes Nachsicht hatte? Und zwar eben nicht nur, weil der sein Neffe war, sondern weil ihm (als langjährigem Ziehvater) klar geworden war, dass dieser junge Mann wirkliches Interesse an dem Werk und echte Liebe für das Evangelium hatte. Dass er sie damals in Perge verlassen hatte, war nicht zu rechtfertigen – vielleicht aber zu erklären. Außerdem: Das war jetzt über vier Jahre her! Konnte man da nicht davon ausgehen, dass sich auch Johannes Markus geistlich weiterentwickelt

hatte? Sie alle hatten doch dazu gelernt, waren reifer geworden.

Und überhaupt: Wie war das denn mit einer zweiten Chance? Oder sollte es die bei Johannes nicht geben? Schloss das einmalige Fehlverhalten für immer aus? Wie war es denn bei Paulus gewesen? War ihm nicht, wie er selbst zu sagen pflegte, der Herr »gleichsam der unzeitigen Geburt« erschienen (1Kor 15,8)? Hatte der Herr sein wohlgeordnetes Leben nicht völlig über den Haufen geworfen und ganz neu mit ihm angefangen?

»Also, Paulus, ich rate dir, lass ihn mitkommen. Den Philipperrn wirst du bald schreiben, dass du in »guter Zuversicht« bist, »dass der, der ein gutes Werk in euch angefangen hat, es vollenden wird bis auf den Tag Jesu Christi« (Phil 1,6) – so etwa könnte das Gespräch zwischen den beiden Brüdern verlaufen sein. Könnte – wir wissen es natürlich nicht. Wir kennen aber das Ergebnis:

Apg 15,38: Paulus aber hielt es für recht, den nicht mitzunehmen, der sich in Pamphylien von ihnen getrennt hatte und nicht mit ihnen zu dem Werk gegangen war.

Basta! Paulus ließ (auch in dieser Sache) nicht mit sich reden. Jedenfalls ließ er sich nicht umstimmen. Sein Entschluss stand fest: Wer sie so im Stich gelassen und sich einfach so aus dem Staub gemacht hatte, der taugte nicht für die Mission.

»Du bist viel zu nachsichtig, Barnabas! Im Reich Gottes braucht es Entschieden- und Entschlossenheit, keine Weicheier. Du bist befangen und zu einem klaren Urteil nicht in der Lage.« So könnte es weitergegangen sein, das »Ge-



spräch«, das sich aber sicher nicht in wenigen Sätzen erschöpfte, sondern vielmehr in einen verbalen Schlagabtausch mündete, der zuletzt eine langjährige Beziehung beenden würde.

Es ist schon überhaupt eine Besonderheit, dass Lukas diesen Bruderstreit erwähnt; er hätte ihn durchaus übergehen können. Aber Lukas steht in der Tradition der biblischen Autoren, die, inspiriert durch den Geist, eben nicht nur das Positive der handelnden Personen, sondern sehr wohl auch ihre negativen Seiten schildern. Sie weiden sich nicht an deren Fehlverhalten, zeigen es aber auf, um Vergötterung vorzubeugen, um ins Bewusstsein zu rücken, dass wir alle Menschen sind und menschlich handeln, dass wir Gottes Maßstäben nicht genügen und immer von seiner Gnade abhängig sind – und dass wir aus dem lernen, was uns über diese Personen mitgeteilt wird.

Dabei ist es überaus erstaunlich, dass Lukas keine Wertung vornimmt. Dabei hätten wir doch gerne erfahren, wer letztlich die Schuld trug an dem, was sich dort ereignete; ob es überhaupt einen (einzelnen) Schuldigen gab; ob der Konflikt hätte vermieden werden können. Wenn Lukas darüber schweigt, sollten wir mit einer Wertung vorsichtig sein. Wir haben es hier mit einem veritablen Bruderstreit zu tun. Einem Streit, bei dem beide »Kontrahenten« sowohl den Heiligen Geist besaßen (von Barnabas wird sogar gesagt, dass er »voll Heiligen Geistes« war) als auch neues Leben hatten – aber auch sehr eigene Charaktere!

Barnabas wird uns in der Apos-

telgeschichte als Mann geschildert, der sich selbstlos um das Wohl anderer kümmert und mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut wird:

- der zugunsten bedürftiger Geschwister seinen Acker verkauft und den gesamten Erlösspendet,
- der den Erlös nicht selbst an die Bedürftigen verteilt – was ihm großes Ansehen gebracht hätte –, sondern den Aposteln übergibt (Apg 4,36f.),
- der (wohl) als Einziger der Jerusalemer Gemeinde
 - Gott zutraut, aus einem glühenden Verfolger einen echten Diener der Versammlung zu machen,
 - das Zeugnis für glaubhaft hält, das Saulus über seine eigene Bekehrung abgibt,
 - Saulus abnimmt, dass er in Damaskus unerschrocken für den Namen Jesu eingetreten sei,
 - bereit ist, sich bei den Aposteln für Saulus einzusetzen (Apg 9,26ff.),
- der von der Jerusalemer Gemeinde nach Antiochien gesandt wird, als bekannt wird, dass dort eine Versammlung entstanden ist, zumal man ihm zutraut,
 - dass er den Geschwistern beim Aufbau der jungen Gemeinde behilflich sein kann,
 - dass er ggf. vermitteln kann, wenn es zu Spannungen unter den Geschwistern kommt, denn man hat erfahren, dass in Antiochien nicht nur Juden, sondern auch Heiden zum Glauben gekommen sind – was »naturgemäß« zu theologischen Disputen führen wird,
- der, in Antiochien angekommen, nicht erst einmal für Ord-

nung »nach Jerusalemer Muster« sorgt, sondern

- sich über die Gnade Gottes freut, die er dort wahrnimmt,
- die Geschwister ermuntert, im Glauben fest zu bleiben (Apg 11,22),
- nach Tarsus reist, um Saulus zu holen, als er erkennt, dass er dringend dessen Hilfe braucht (Apg 11,25).

Paulus wird in der Apostelgeschichte als ein Mann geschildert, der sich mit außerordentlichem Engagement zunächst für die jüdische Religion und nach seiner Bekehrung für das Evangelium einsetzt – dessen Eifer sowohl Anerkennung als auch Ablehnung erfährt:

- der schon als junger Mann aktiv an der Steinigung von Stephanus teilnimmt, die er ausdrücklich befürwortet (Apg 7,58; 8,1),
- dem die Steinigung eines Einzelnen nicht ausreicht, sondern dessen Hass sich gegen die gesamte Versammlung richtet,
- der sich die Lizenz des jüdischen Klerus besorgt, indem er die Hohenpriester um Vollmachten bittet, um den vermeintlichen Irrweg der Christen zu beenden,
- dem die »Säuberung« in Judäa nicht genügt, sondern der sich auf den Weg macht, um auch im 250 km entfernten Damaskus »für Ordnung zu sorgen« (Apg 9,1f.),
- der mit seiner Bekehrung eine derart radikale Wende vollzieht, dass sich viele Christen wegen seines glühenden Eifers für das Evangelium vor ihm fürchten (Apg 9,21f.26),
- der sofort bereit ist, mit Barnabas nach Antiochien zu kommen,

um der Gemeinde im Sinne des Evangeliums zu dienen,

- der von sich selbst sagt,
 - dass Gott ihn von Mutterleib an abgesondert habe (Gal 1,15),
 - dass er zwar ehemals zu den Füßen Gamaliels gelernt habe, in der Strenge des väterlichen Gesetzes unterwiesen worden und ein Eiferer für Gott gewesen sei (Apg 22,3),
 - dass er im Eifer für die väterlichen Überlieferungen über seine Altersgenossen hinausgewachsen sei (Gal 1,14),
 - nun aber durch die Gnade Gottes, der seinen Sohn in ihm offenbart habe, berufen worden sei, ihn unter den Nationen zu verkündigen (Gal 1,15f.),
 - der nicht nur unerschrocken das Evangelium verkündigt, sondern auch seine Zuhörer auf die Konsequenz hinweist, die eine Ablehnung der Botschaft nach sich zieht (z. B. Apg 13,26–41),
 - der hart im Nehmen ist und sich auch von lebensbedrohenden Angriffen nicht davon abhalten lässt, die Botschaft des Evangeliums zu verkündigen (Apg 14,19f.).
- Lukas ist ein eher nüchterner Berichterstatter, der selten Wertungen abgibt. Umso größeres Gewicht haben somit die Stellen, die von seiner sachlichen Darstellung abweichen.

Von Barnabas schreibt er,

- dass man ihn, der ja eigentlich Joseph hieß, eben wegen seines Charakters »Sohn des Trostes« nannte (Apg 4,26),
- dass er Saulus nicht nur zu den Aposteln brachte, sondern sich »seiner annahm« (Apg 9,27),
- dass er »ein guter Mann und voll Heiligen Geistes und Glaubens«





war – ein Urteil über eine Person, das in der gesamten Bibel einmalig ist (Apg 11,24).

Von Paulus berichtet er,

- dass er (vor seiner Bekehrung) »Drohung und Mord schnaubend« die Christen verfolgte (Apg 9,1),

- dass er nicht davor zurückschreckte, Elymas, den Zauberer, als »Sohn des Teufels« zu beschimpfen, als der versuchte, den Prokonsul vom Glauben abzuhalten (Apg 13,4ff.),

- dass er den Hohenpriester Ananias, der befohlen hatte, ihn auf den Mund zu schlagen, mit den Worten parierte: »Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand!« (Apg 23,3).

Von beiden betont er, dass sie im Brief der Jerusalemer Gemeinde als »unsere Geliebten« bezeichnet werden – wobei allerdings Barnabas zuerst genannt wird (Apg 15,25).

Die erste Missionsreise – soweit sie im 13. und 14. Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben wird – war ein intensiver gemeinsamer Dienst der beiden Brüder. Lukas hebt diese Gemeinsamkeit dadurch hervor, dass er für diese Phase 39-mal das Personalpronomen »sie« benutzt, um ihre Arbeit zu beschreiben. Achtmal nennt er sie mit Namen, wobei Barnabas und Paulus jeweils viermal zuerst genannt werden.¹ Insofern ist der lukanische Bericht sehr ausgewogen – wenn man der Reihenfolge überhaupt eine Bedeutung beimessen will.

Beachtet man allerdings die jeweilige Situation, in der die Namen erscheinen, dann wird Paulus immer dann zuerst genannt, wenn es um das Reden und um Belehrung geht;² Barnabas steht

erstaunlicherweise dann an erster Stelle, wenn es um Auftrag und Führung geht. Dass Letztere sich zugunsten von Paulus verschob, wird auf dem Konzil sichtbar. Lukas macht diese Entwicklung aber auch schon im Laufe der ersten Missionsreise dadurch deutlich, dass er Paulus als Handlungsträger an sieben Stellen nennt, ohne Barnabas zu erwähnen.³

Barnabas scheint die allmähliche Rollenverschiebung akzeptiert zu haben. Es wird jedenfalls weder ein Anspruch noch ein Aufbegehren seinerseits mitgeteilt. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass Lukas darauf hinweist, dass es Paulus war, der die Initiative zur zweiten Missionsreise ergriff. Barnabas stimmte ihm zu, wollte aber auf jeden Fall seinen Neffen Johannes Markus mitnehmen; daran ließ er keinen Zweifel.

Apg 15,39: Es entstand aber eine Erbitterung, sodass sie sich voneinander trennten und Barnabas den Markus mitnahm und nach Zypern absegelte.

Dieser Vers gehört zu den tragischen, ist vielleicht der tragischste im gemeinsamen Dienst in dem »Werk«, zu dem der Heilige Geist sie berufen hatte (Apg 13,2). Die Berufung damals hatte an gleicher Stelle stattgefunden – aber das lag nunmehr einige Jahre zurück. Ihr Dienst war nicht einfach gewesen, entbehrungsreich, manchmal sogar gefährlich. Jedenfalls keine Vergnügungstour – aber gesegnet. Und ihre Zusammenarbeit war immer vertrauensvoll gewesen, sie hatten sich aufeinander verlassen können – vorbildliche Teamarbeit. Und jetzt das.

1 Barnabas: Apg 13,2-7; 14,12.14; Paulus: Apg 13,43.46.50; 14,20.

2 Was sich mit dem Hinweis in Apg 14,12 deckt, dass man Paulus in Lystra Hermes nannte, »weiler das Wort führte«.

3 Apg 13,9.13.16.45; 14,9.11.19.

Eigentlich ist es nicht denkbar, dass »nur« die Johannes-Frage zu dieser Erbitterung geführt hat. Natürlich war das eine wichtige Entscheidung, aber die beiden kannentsich (als Christen) seit nunmehr über 20 Jahren und hatten die letzten Jahre sehr intensiv und im gegenseitigen Vertrauen zusammengearbeitet – und zwar im Auftrag und für ihre gemeinsamen Herrn. Es war doch nicht ihre eigene Sache, die sie da betrieben. Sie waren doch vom Heiligen Geist ausgesandt worden – sie beide!

Die Geschichte der christlichen Kirche – und gerade auch die der Brüderbewegung – ist eine Geschichte der Spaltungen. Oft waren die Ursachen keine theologischen Probleme, die man nicht hatte lösen können. Die gab es auch. Aber meistens waren es handfeste egoistische Interessen, die zwar kaschiert, zuweilen auch geistlich verbrämt wurden, die aber, bei Licht besehen, letztlich auf Einflussnahme, Geltungssucht, Machtansprüche und sonstige Eitelkeiten zurückzuführen waren.

Vielleicht hatte es im Laufe der gemeinsamen Jahre doch die eine oder andere Auseinandersetzung zwischen den beiden gegeben. Vielleicht war ihnen der jeweils andere doch allmählich auf den Nerv gegangen. Dem Barnabas die Geradlinigkeit und (rechthaberische) Pedanterie des Paulus, der fünf nicht mal gerade sein lassen konnte, bei dem es immer formal und korrekt zugehen musste. Dem Paulus die ambivalente (wankelmütige) Haltung des Barnabas, der mal so und mal so entschied und je nach Situation ein klares, eindeutiges Urteil vermisse-

sen ließ. Möglicherweise hatten beide eine entsprechende Entwicklung durchgemacht, jeder in seine Richtung.

Dass diese Möglichkeit nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, zeigt eine Begebenheit, die sich in Antiochien abspielte.⁴ Sie wird nicht von Lukas erwähnt, aber von Paulus selbst,⁵ und zwar in seinem Brief an die Galater. Barnabas und Paulus waren ja Teil der dortigen Gemeinde – die aus Juden- und Heidenchristen bestand! Und offensichtlich gab es keinerlei Berührungängste zwischen ihnen, man verkehrte geschwisterlich miteinander und lud sich auch gegenseitig zum Essen ein. Diese Praxis wurde auch dann noch beibehalten, als der Apostel Petrus Antiochien besuchte und die Gastfreundschaft der heidenchristlichen Geschwister genoss. Sie änderte sich allerdings schlagartig, als Brüder auftauchten, die von Jakobus geschickt worden waren, zumindest aber dessen Vorstellung teilten, dass eine Tischgemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen nicht möglich sei.

Petrus hatte offenbar Angst vor diesen Männern und gab die bis dahin praktizierte Gemeinschaft auf, jedenfalls aß er fortan nicht mehr mit denen aus den Heiden. Und nicht nur Petrus: Auch die anderen Judenchristen, die zur Gemeinde in Antiochien gehörten, mieden fortan das gemeinsame Essen mit den Heidenchristen, das sie doch bis dahin gerne gepflegt hatten.

Und Barnabas? Paulus schreibt, dass er durch die Heuchelei der Judenchristen »mit fortgerissen wurde« (Gal 2,13). Barnabas war



4 Die zeitliche Einordnung der Begebenheit wird widersprüchlich vorgenommen und soll hier nicht weiter thematisiert werden. Es geht nur um das Phänomen des persönlichen Auftritts.

5 Was ja durchaus ein gewisses Licht auf seinen Charakter wirft.



schwach geworden. Entgegen seiner ureigenen Überzeugung beugte er sich dem Diktat der Männer.

Und Paulus? Er schreibt über sich selbst, dass er sozusagen zur Hochform aufrief: »vor allen«, stellt er fest, vor allen habe er Petrus zur Rede gestellt. Wenn man seine Darstellung liest, maßregelte Paulus ihn in beispielloser Weise.

Und Petrus? Es scheint, als hätte er wie ein begossener Pudel vor der gesamten Gemeinde gestanden.

Man muss sich das vor Augen halten: Wenn es eine Hierarchie unter den zwölf Jüngern gab, dann stand Petrus an deren Spitze. In allen vier Apostellisten steht er an erster Stelle, Matthäus betont sogar ausdrücklich: »der erste, Simon, der Petrus genannt wird« (Mt 10,12). Die erste Hälfte der Apostelgeschichte ist auch seine Geschichte. Und genau dieser Simon wird hier in aller Öffentlichkeit gemäßregelt von einem, der von sich selbst sagt, dass ihm der Herr »am Letzten... von allen« erschienen war, »gleichsam der unzeitigen Geburt« (1 Kor 15,8).

Es geht hier weniger darum, den Vorfall in Antiochien zu bewerten; es geht vielmehr um die Wahrnehmung der beteiligten Personen in einem gemeindlichen Konflikt, insbesondere um Barnabas und Paulus. Wie waren sie damals in Antiochien miteinander umgegangen? Wie hatte wer reagiert? Wenn man sich das vor Augen führt, könnte das anfangs zitierte fiktive Gespräch zwischen den beiden in der Johannes-Markus-Frage gar nicht so weit von der Realität entfernt gewesen sein.

Aber gab es bei diesem Kon-

flikt in Jerusalem letztlich einen Schuldigen? Wer trug die Hauptverantwortung für die Erbitterung? Braucht die Gemeinde nicht, um bestehen und ihrem Auftrag entsprechen zu können, Christen, die genau das beachten, was die Schrift sagt, und kein Jota davon abweichen? Aber braucht sie nicht auch solche, die mal ein Auge zu drücken und nicht alles auf die Goldwaage legen?

Nein, es gab nicht den einen, der an der Erbitterung Schuld hatte – es gab zwei. Es ist bemerkenswert, dass Lukas dem Leser das Urteil überlässt; er selbst bezieht keine Stellung. So sollten auch wir uns zurückhalten, wenn es darum geht, Geschwister zu verurteilen. Aber Fragen darf man doch stellen – auch ohne eine Antwort zu erwarten:

- Warum haben die beiden nicht alles getan, um der Erbitterung vorzubeugen? War ihnen nicht klar, was für ein Schaden für das »Werk« entstand, zu dem der Heilige Geist sie berufen hatte? Paulus hatte vorgeschlagen, »in jeder Stadt, in der [sie] das Wort des Herrn verkündigt« hatten, »die Brüder [zu] besuchen« (Apg 15,36). Was wollte er denn den Brüdern sagen, wenn er diesmal ohne Barnabas kommen würde?

- Warum haben die beiden die Gemeinde nicht einbezogen? Warum haben sie die übrigen Propheten und Lehrer nicht um Hilfe gebeten? Von ihnen waren sie doch anfangs auf die Missionsreise geschickt worden. Hätten sie nicht auch jetzt zur Klärung beitragen können?

Wie gesagt, Lukas berichtet diesen Sachverhalt kurz und knapp

und vor allem nüchtern und wertneutral. Die »Geschichte der Apostel« geht weiter, als wäre nichts geschehen. Und Gott schweigt – aber er behält die Fäden in der Hand! Gegenüber Ananias, den er damals in Damaskus zu Saulus geschickt hatte, hatte er eine bemerkenswerte Andeutung gemacht: »Ich werde ihm zeigen, wie viel er für meinen Namen leiden muss« (Apg 9,16). Das bezog sich sicher zunächst auf die Nöte, Widerstände und eben Leiden, denen Paulus ausgesetzt sein würde. So hat er es auch immer verstanden – und akzeptiert. Im weiteren Sinn aber deutet die Andeutung auf die Schule hin, die alle Kinder Gottes zu durchlaufen haben – ich, du und auch Paulus.

Vielleicht gehört dieses einschneidende Erlebnis von Erbitterung und Trennung zum göttlichen Curriculum. Es ist ja bemerkenswert, dass Paulus in seinem Brief an die Epheser schreibt: »Alle Bitterkeit und Wut und Zorn ... sei von euch weggetan, samt aller Bosheit« (Eph 4,31), nachdem er fünf Verse vorher schon appelliert hatte: »Die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorn«. Und könnte man nicht, mit der Trennung der beiden Brüder im Hinterkopf, Überheblichkeit und Vermessenheit diagnostizieren, wenn Paulus im Brief an die Philipper schreibt: »Evodia ermahne ich, und Syntyche ermahne ich, gleich gesinnt zu sein im Herrn« (Phil 4,2)? Oder was wird Paulus durch den Kopf gegangen sein, als er der Versammlung in Korinth schrieb (schreiben musste): »Die Liebe ... lässt sich nicht erbittern« (1Kor 13,4f.)?

Aber so ist Gott. Er hatte den für »*treu erachtet*« und in seinen

Dienst gestellt, »*der zuvor ein Lästerer und Verfolger und Gewalttäter [gewesen] war*« (1Tim 1,13), weil er barmherzig ist – und ihm alles möglich ist und er auf krummen Linien gerade schreiben kann. Aus dem, was sich in Antiochien zugegetragen hatte, hatte Paulus nicht nur gelernt, es war für ihn offenbar zu einem Schlüsselerlebnis geworden. Nicht von ungefähr ist, dass er in vielen Briefen auf die notwendige Einmütigkeit hinweist, die trotz unterschiedlicher Sichtweisen und Meinungen gewährleistet sein muss, weil ansonsten die Gemeinde in Gefahr steht, zerrieben zu werden. Notfalls soll man sich sogar von denen abwenden, die Spaltung und Trennung provozieren: »*Ich ermahne euch aber, Brüder, auf die zu achten, die Zwiespalt und Ärgernis anrichten ..., und wendet euch von ihnen ab*« (Röm 16,17).

Haben sie sich wirklich nicht verabschiedet, die beiden Brüder? Man könnte es fast meinen, wenn man der Schilderung von Lukas folgt. Danach hat es den Anschein, dass Barnabas den Wortwechsel abbrach und gemeinsam mit seinem Neffen Antiochien verließ – ohne Gruß, ohne Dank, einfach so. Nur ist das schwer vorstellbar.

Schwer vorstellbar ist auch, dass die dortigen Geschwister die beiden grußlos ziehen ließen. Überhaupt ist es auffällig, dass in dieser schwierigen Phase die Gemeinde nicht erwähnt wird. Die Auseinandersetzung der beiden Apostel war ganz sicher keine Angelegenheit weniger Stunden – und sie wird sich weder im Geheimen ereignet haben noch den Geschwistern verborgen geblieben sein.

Wenn wir uns vergegenwärt-





tigen, welche Rolle Barnabas in Antiochien gespielt, welchen Beitrag er für die Entwicklung der Gemeinde geleistet und was für einen Segen seine Arbeit letztlich gezeitigt hatte, ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass die Gemeinde seine Abreise reg- und kommentarlos zur Kenntnis nahm. Dass Lukas nichts von alledem erwähnt, hat auch mit dem zu tun, was er als sein Motiv beschreibt: Zunächst für das Lukasevangelium, dann aber auch (als dessen Fortsetzung) für die Apostelgeschichte galt sein Bemühen, einen nachprüfbaren Bericht über die Dinge zu verfassen, die geschehen waren, und deren weitere Entwicklung »*der Reihe nach*« aufzuschreiben. Insofern ging es ihm um die Ausbreitung des Evangeliums, »*so wohl in Jerusalem als auch in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde*« (Apg 1,8). Die letzte Phase war bereits im Anbruch. Die erste Missionsreise hatte sie bis Pisidien und Pamphylien geführt, die weiteren würden dann bis nach Europa ausgedehnt werden. Und darum ging es Lukas: Nachprüfbar darzulegen, wie die weitere Mission verlief – da spielten persönliche Befindlichkeiten, auch wenn sie von großer Tragweite für die beteiligten Personen waren, eine eher untergeordnete Rolle.

Apg 15,40: Paulus aber erwählte sich Silas und zog aus, von den Brüdern der Gnade Gottes anbefohlen. Er durchzog aber Syrien und Zilizien und befestigte die Versammlungen.

Damit beginnt nicht nur die zweite Missionsreise, dieser Vers beschreibt auch ein neues Missi-

onsteam. Paulus wählte sich Silas als Partner, den jungen Bruder, der sie begleitet hatte, als sie nach dem Konzil von Jerusalem nach Antiochien zurückgekehrt waren. Dieser hatte möglicherweise zwischenzeitlich noch einmal Jerusalem aufgesucht,⁶ nun aber war er wieder in Antiochien und bereit, Paulus auf seiner Reise zu begleiten. Zu diesem neuen Team würden sich im Laufe der Missionsreise noch weitere Personen gesellen, wobei deren »Arbeitsphasen« nicht immer eindeutig zu bestimmen sind. Auch Lukas war offensichtlich mehrmals an den weiteren Missionsreisen beteiligt – ohne dass er sich selbst namentlich erwähnt.⁷ Timotheus begleitete sie auf ausdrücklichen Wunsch von Paulus, nachdem sie auf der zweiten Missionsreise Derbe und Lystra erreicht hatten (Apg 16,1ff.). Als weitere Begleiter müssen auch Priska und Aquila genannt werden, die die Missionare zumindest zeitweise unterstützten (Apg 18,1ff.). Auf der dritten Missionsreise stießen dann noch weitere Brüder dazu: Erastus (Apg 19,22), Gajus und Aristarchus (Apg 19,29), Sopater, Sekundus, Tychikus und Trophimus (Apg 20,4f.).

Lukas hebt ausdrücklich hervor, dass Paulus und Silas »*von den Brüdern der Gnade Gottes anbefohlen*« wurden. Dieser Hinweis wird zuweilen so interpretiert, dass Lukas damit auf das Urteil der Gemeinde habe verweisen wollen, die nämlich im Bruderstreit auf der Seite von Paulus gestanden habe. Das kann man vielleicht so sehen, die Sichtweise scheint mir aber nicht zwingend: Wenn man nämlich die Absicht von Lukas bedenkt – dem es ja, wie gesagt, um den Fort-

6 Vgl. die Ausführungen zu Apg 15,34 in *Zeit & Schrift* 6/2021, S. 11.

7 Die drei sog. »Wir-Berichte« in Apg 16,10–17; 20,5–21,8 und 27,1–28,16 deuten darauf hin, dass Lukas sowohl an der zweiten als auch an der dritten Missionsreise sowie an der Reise nach Rom beteiligt war.

gang der Mission ging und der den Ablauf der geschilderten Ereignisse vom Ende her erzählt –, dann wollte er damit lediglich darauf verweisen, dass auch diese zweite Missionsreise wieder von Antiochien ausging und die Versammlung sie wieder mit ihrem Segen begleitete.

• • • • •

Barnabas wird in der Apostelgeschichte nicht mehr erwähnt, ebenso wie Johannes Markus. Die beiden waren nach Zypern abgereist. Daher stammten sie, das war ihre Heimat. Wollten sie sich nun aus dem Werk des Herrn verabschieden und frustriert auf die Insel zurückziehen? Von Lukas erfahren wir zwar nichts über das, was sie nun taten, aber dass sie sich vom Dienst zurückzogen, ist äußerst unwahrscheinlich. Das Motiv für die zweite Missionsreise hatte Paulus ja so formuliert: *»Lass uns nun zurückkehren und in jeder Stadt, in der wir das Wort des Herrn verkündigt haben, die Brüder besuchen und sehen, wie es ihnen geht«* (Apg 15,36). Und genau das taten die beiden, denn zu den ersten Städten, in denen sie auf der ersten Reise evangelisiert hatten, gehörte Paphos. Da hatte sich auch (mindestens) ein Mann bekehrt, der Prokonsul Sergius Paulus nämlich – und Paphos liegt auf Zypern. Wir dürfen also annehmen, dass ihnen die am Herzen lagen, die sich auf Zypern zum Herrn bekehrt hatten, und sie nun sehen wollten, wie es ihnen ging.

Wir glauben das Motiv zu kennen und haben uns an den Gedanken gewöhnt, dass Johannes Markus sich in Perge deshalb von den

beiden Aposteln trennte, weil er am *»Werk«* kein Interesse (mehr) hatte, weil das Dienen ihm nicht lag oder ihn überforderte. Vielleicht war es auch so. Vielleicht war ihm damals die anfängliche Begeisterung abhanden gekommen und hatte einer nüchternen Kosten-Nutzen-Abwägung Platz gemacht. Und wenn Paulus seine Ablehnung, ihn mitzunehmen, damit begründete, dass Markus sich *»von ihnen getrennt hatte und nicht mit ihnen zu dem Werk gegangen war«*, dann scheint es darauf hinzudeuten. Aber auch das ist nicht zwingend; es könnten den jungen Markus auch ganz andere Gründe bewogen haben, und wir tun ihm unrecht mit unserem Urteil. Aber selbstverständlich kann man in der Schule Gottes von einem Drückberger zu einem bereitwilligen Diener werden. Ob das bei Johannes Markus auch so war, ist ungewiss, letztlich wissen wir es nicht.

Was wir aber wissen, ist, dass es gerade Paulus war, der ihn einige Jahre später in seinem zweiten Brief an Timotheus als jemanden bezeichnet, der ihm *»nützlich zum Dienst«* sei, und deshalb Timotheus auffordert, ihn doch bitte mitzubringen (2Tim 4,11). Der Brief wurde um 64 n. Chr. geschrieben und belegt, dass Johannes Markus sich zu dieser Zeit in Ephesus aufhielt, dass Timotheus im Begriff stand, nach Rom zu reisen, um Paulus zu besuchen, und dass Paulus ihn bat, Johannes Markus mitzubringen – weil er dessen Dienst bereits schätzen gelernt hatte!

Einige Jahre zuvor nämlich, als Paulus von Rom aus seine Briefe an Philemon und an die Kolosser schrieb (etwa 61), hatte sich Jo-





hannes Markus in Rom aufgehalten – und den im Gefängnis sitzenden Apostel unterstützt. In beiden Briefen wird er von Paulus erwähnt: In Phim 24 als sein »Mitarbeiter«, und in Kol 4,10 heißt es: »Es grüßt euch Aristarchus, mein Mitgefangener, und Markus, der Neffe des Barnabas, dessentwegen ihr Befehle erhalten habt (wenn er zu euch kommt, so nehmt ihn auf)«. Offensichtlich hielt Paulus große Stücke auf den jungen Bruder und bestellte Grüße von ihm an die Geschwister in Kolossä. Und wenn er sie bat, ihn wohlwollend aufzunehmen, stand Johannes Markus doch im Begriff, nach Kolossä zu reisen – wobei es wichtig ist, sich bewusst zu machen, dass Reisen damals keine kurzweiligen, sondern strapaziöse und zuweilen auch gefährliche Unternehmungen waren.

Vorausgesetzt, dass die genannten Zeitpunkte zutreffen, lässt sich folgender Überblick zusammenfassen:

- Von 61 bis 62 n. Chr. ist Paulus als Gefangener in Rom, wo er sich in seinem gemieteten Haus aufhalten kann.
- Außer Aristarchus ist auch Johannes Markus in Rom und wird von Paulus als Mitarbeiter geschätzt.
- Paulus gibt (auf unbekannte Weise) den Kolossern Anweisungen bezüglich Markus.
- Um 61 schreibt Paulus den Brief an die Gemeinde in Kolossä. Dabei kündigt er an, dass Markus die Absicht habe, sie zu besuchen, und bittet darum, ihn dann wohlwollend aufzunehmen.
- Paulus hat erfahren, dass Markus (zwischenzeitlich) bei Timotheus in Ephesus ist.

- Um 64 schreibt Paulus an Timotheus, der im Begriff steht, Paulus zu besuchen, und bittet ihn, Markus mitzubringen.

Letzteres korrespondiert übrigens mit dem, was Petrus um 65 n. Chr. von Rom aus an die Gläubigen in der Zerstreung schreibt: »Es grüßt euch ... Markus, mein Sohn« (1Petr 5,13). Diese Formulierung zeugt nicht nur von einer besonderen Vertrautheit zwischen Petrus und Johannes Markus, die ja nicht im biologischen Sinn Vater und Sohn waren, sie belegt auch, dass sich beide zu jener Zeit in Rom aufhielten. Aus der Kombination der Bibelstellen scheint somit hervorzugehen, dass Markus sich während seines Aufenthalts in Rom sowohl bei Paulus als auch bei Petrus nützlich gemacht hatte.

Wenn Johannes Markus der Verfasser des Markusevangeliums ist – und davon ist auszugehen – und er es in einem Zeitraum von 64 bis 67 n. Chr. geschrieben hat – und auch davon ist auszugehen –, dann war wohl die intensive Beziehung zwischen Petrus und Markus ausschlaggebend für die detaillierten Informationen aus dem Leben Jesu, die er in seinem Evangelium wiedergibt. Dabei ist es für unsere Überlegungen interessant, dass gerade Markus in seinem Evangelium den Messias als den vollkommenen Diener darstellt, der unermüdlich im Dienst für andere wirkt.

Und Barnabas? In der Apostelgeschichte ist, wie gesagt, von ihm nicht mehr die Rede. Und ansonsten nur an fünf kurzen Stellen in drei Briefen – also eher nebenbei. Aber dennoch scheinen sie mir aufschlussreich und wert, zumindest

erwähnt zu werden – zumal alle drei Briefe von Paulus stammen. Dabei hängt ihre Würdigung aber gerade in diesem ganz besonderen Fall von der Terminierung der Briefe ab, denn es geht ja um den Zeitraum nach der Trennung der beiden. Und weil drei der fünf Verse im Galaterbrief stehen (Gal 2,1.8.13), dessen Entstehungszeit sehr kontrovers diskutiert wird, taugen sie hier nicht als Grundlage einer Würdigung. Die beiden übrigen Stellen entstammen aus Briefen, die unstreitig aus der Zeit nach den Ereignissen in Antiochien spielen.

Im 1. Korintherbrief, den Paulus anlässlich der zweiten Missionsreise von Ephesus aus schrieb, stellt er die eher rhetorische Frage: *»Oder haben allein ich und Barnabas nicht ein Recht, nicht zu arbeiten?«* (1Kor 9,6). Die Frage ist eingebettet in den Versuch, seine apostolische Autorität zu begründen, die einige aus Korinth in Zweifel zogen. Wenn er in diesem Vers auf Barnabas verweist, den er sozusagen als Referenz anführt, hat das zumindest zwei Aspekte:

- Barnabas war den Korinthern bekannt;
- Paulus erinnert sich an seinen Bruder und Mitstreiter, der den gleichen Eifer für die Mission und die gleiche Gesinnung hatte wie er.

Im Brief an die Kolosser bezieht sich Paulus, wie wir schon gesehen haben, ebenfalls auf Barnabas: *»Es grüßt euch ... Markus, der Neffe des Barnabas«* (Kol 4,10). Auch in diesem Vers können wir zwei Punkte festmachen:

- Barnabas war in Kolossä bekannt;
- Paulus verweist auf Barnabas, an den er sich gerade in Bezug auf

Johannes Markus erinnert.

Zwischen den beiden Briefen liegt ein Zeitraum von etwa sechs bis sieben Jahren. Ein Zeitraum, den Paulus zu ausgiebigen Missionsreisen nutzte, in dem sich aber auch Barnabas nicht untätig an einem Ort aufhielt. Wir haben gesehen, dass er von Antiochien kommend zuerst nach Zypern reiste. Dass er in der Folgezeit aber mit großer Wahrscheinlichkeit sowohl in Korinth als auch in Kolossä war, kann man aus den beiden Stellen schließen. Mehr sagt die Bibel nicht über ihn.⁸

Was sie über ihn berichtet, zeichnet ein überaus positives Bild von einem *»guten Mann ... voll Heiligen Geistes und Glaubens«*. Es ist durchaus möglich, dass sich auch Paulus, nachdem sie sich auf so tragische Weise in Antiochien getrennt hatten, an diese Eigenschaften seines Mitstreiters erinnerte. Auf jeden Fall sind seine Verweise auf ihn ein Beleg dafür, dass die damals entstandene *»Erbitterung«* eine Erregung des Augenblicks, aber keine dauerhafte Erscheinung war. Sonst hätte er ihn sicherlich nicht als Referenz erwähnt.

Insofern hat das von Lukas berichtete Geschehen vom abrupten Ende einer Beziehung im Verbund mit den Verweisen in den paulinischen Briefen auch eine heilsame pädagogische Relevanz: Es kann sein, dass es zu Problemen unter Brüdern kommt, die zuweilen sogar in Trennungen münden. Das ist äußerst schmerzlich, absolut nicht leichtfertig abzutun – und ganz sicher nicht gottgewollt! Aber es ist eben menschlich. Nur darf es unter Geschwistern nicht sein, dass sich dieser Zustand verselbst-



ständig und zu einem permanenten Gefüge wird. Vielleicht können die wenigen Hinweise, mit denen Paulus wohlwollend auf Barnabas verweist, Ansporn sein, über die Beziehungen nachzudenken, die uns durch Christus geworden sind.

Horst von der Heyden

⁸ Den apokryphen Barnabasakten zufolge soll er in Zypern, wo er als Nationalheiliger verehrt wird, im Jahr 61 als Märtyrer gestorben sein. Anderen Legenden zufolge soll er auch in Rom missioniert und als Bischof von Mailand residiert haben (siehe Wikipedia).

Denkfehler vermeiden

Auf einer Zeichnung sieht man ein kleines Kätzchen, das vor einem Spiegel sitzt und sich bewundert, weil es darin das Bild eines mächtigen Löwen sieht. Zu lesen ist ein Zitat von Winston Churchill: »Haltung ist eine kleine Sache, die einen großen Unterschied macht.«

Diese selbstbewusste Sicht scheint es häufiger zu geben. Eine Kolumne der *Zeit* (24/2014) schreibt: »Wenn man fragt: ›Gehören Sie zur besseren Hälfte der Autofahrer?‹, antwortet stets eine Mehrheit mit Ja. Mal sind es 90 Prozent, in einer kanadischen Umfrage waren es sogar alle Befragten.« Na toll! Da werden die Gesetze der Statistik locker ausgehebelt.

Das ist so lange lustig, bis uns klar wird, dass wir als Christen manchmal genauso übereinander denken. Vielleicht sprechen wir es nicht laut aus, aber insgeheim kommen uns Gedanken, geistlicher, gehorsamer oder fleißiger zu sein als die anderen – oder zumindest als viele von ihnen. Daher warnt Paulus: »Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben worden ist, jedem, der unter euch ist, nicht höher von sich zu denken, als zu denken sich gebührt« (Röm 12,3). Wie äußert sich das, und was sagt Gott dazu? Und vor allem: Können wir etwas gegen die Denkfehler tun?

Fehler Nr. 1: Ich bin wichtig

Petrus, Jakobus und Johannes waren mit dem Herrn Jesus auf einem hohen Berg, als ihr Meister vor ihren Augen verwandelt wurde und Elia mit Mose erschien. »Und Petrus hebt an und spricht zu Jesus: Rabbi, es ist gut, dass wir hier sind« (Mk 9,5). Auch wenn Petrus sich in dem Moment fürchtete und nicht wusste, was er sagen sollte, sind seine Worte bezeichnend. Er meinte es tatsächlich gut, denn er wollte seinem Herrn dienen und zusammen mit den beiden anderen Jüngern Hütten für ihn, Elia und Mose bauen. Allerdings stellte er dabei nicht nur die beiden alttestamentlichen Männer mit dem Herrn Jesus auf die gleiche Stufe. Aus seinen Worten könnte man heraushören: »Herr, was würdest du nur ohne *uns* tun?«

Jeder von uns steht genauso in der Gefahr zu denken: »Es ist gut, dass ich hier bin! Wie viel diene ich in der Gemeinde! Und ich gebe so viel für das Reich Gottes! Was für ein Vorbild bin ich doch! Da kann Gott froh sein, dass er mich hat!«

Fehler Nr. 2: Ich bin größer als andere

Es dauerte nicht lange, dann wurde unter den Jüngern, also auch unter den dreien, die mit auf dem Berg gewesen waren, die nächste Frage ganz offen diskutiert. »*Sie hatten sich auf dem Weg miteinander beredet, wer der Größte sei*« (Mk 9,34). Wir können uns gut vorstellen, dass verglichen wurde, wer wel-



ches Wunder mit dem Herrn erlebt oder gar selbst getan hatte. Vielleicht wurde auch das herrliche Erlebnis auf dem Berg mit in die Waagschale geworfen.

Und wieder kommen uns eigene Gedanken in den Sinn: »Wer sind in unserer Gemeinde die Größten? Ich gehöre sicher dazu. Immerhin habe ich hohe geistliche Erkenntnis. Und einige Menschen habe ich auch schon zu Gott geführt. Ganz viel Zeit investiere ich für das Reich Gottes. Wenn ich mich mit den anderen vergleiche, schneide ich eigentlich recht gut ab!«

Fehler Nr. 3: Ich verdiene Gottes Wertschätzung

Nur wenig später kam der nächste Vorstoß. Jetzt wurden Petrus und die anderen Jünger gar nicht eingebunden, sondern Jakobus und Johannes wandten sich mit ihrer Bitte direkt an Jesus: »Gib uns, dass wir einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken sitzen mögen in deiner Herrlichkeit« (Mk 10,37). Matthäus berichtet, dass sie sogar ihre Mutter vorschickten (oder kam die Idee gar von ihr?).

Auch wir können solche Überlegungen haben; dabei fallen uns sogar scheinbar plausible Gründe ein: »Herr, jetzt habe ich wirklich etwas von dir verdient, wo ich doch so viel für dich gearbeitet und sogar etwas gelitten habe. Die anderen sollen ruhig erfahren, dass Gott mich ehrt. Es muss ja nicht gleich der Eh-

renplatz an der Hochzeitstafel im Himmel sein, aber etwas mehr Wertschätzung wäre schon gut.«

Gottes Reaktion

Es ist uns vielleicht etwas unbegreiflich, dass gerade die Jünger sich so verhielten. Die beiden letzten Begebenheiten folgten unmittelbar auf ernste Worte des Herrn Jesus, mit denen er die Jünger auf seine Leiden vorbereitete. Noch unbegreiflicher ist aber, dass er dabei nicht die Geduld mit ihnen verlor und sie jeweils liebevoll zurechtbrachte.

Auf dem Berg redete Gott, der Vater, zu den Jüngern: »Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn hört« (Mk 9,7). Sie blickten sich um (offenbar mussten sie ihren Blick erst neu ausrichten) und sahen niemand mehr, sondern Jesus allein bei sich. Elia und Mose waren nicht mehr zu sehen. Doch es scheint, dass Petrus auch von sich selbst wegsehen musste, hin zu seinem Herrn. – Diesen Perspektivwechsel brauchen wir, wenn wir denken, es sei gut, dass *wir* da sind. Alle eigene Bedeutung verblasst sofort, wenn der Blick auf den Herrn Jesus Christus gerichtet ist.

Als die Jünger zugeben mussten, sich untereinander verglichen und über ihre Größe nachgedacht zu haben, erhielten sie vom Herrn Jesus eine klare Lektion: »Wenn jemand der Erste sein will, so soll er der Letzte von allen und aller Diener sein« (Mk 9,35). Ein hoher Anspruch! Nicht nur leicht unter dem Durchschnitt, sondern *der Letzte* und *Diener von allen*. Um es noch verständlicher zu machen, nahm er ein Kind liebevoll in seine Arme. Dabei sagte er: »Wer irgend eins von solchen Kindern aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf; und wer irgend mich aufnimmt, nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat« (Mk 9,36). – Unser menschliches Verständnis von eigener Größe heißt in der Regel, andere geringer zu achten. Aber wahre Größe nach Gottes Maßstab ist, der Letzte von allen zu sein und sich nicht mehr von den sonst gering Geachteten abzugrenzen, sondern sie aufzunehmen. Damit wird der Herr Jesus selbst und mit ihm der Vater aufgenommen.

Zu Jakobus und Johannes musste der Herr Jesus auf ihren Wunsch nach dem Platz an seiner Seite sagen: »Ihr wisst nicht, um was ihr bittet« (Mk 10,38). Sie wussten auch nicht um die Tragweite der Leiden ihres Herrn. Ihre Antwort kam recht schnell, als sie gefragt wurden, ob sie den Kelch Jesu trinken und mit seiner



Taufe getauft werden könnten. Doch er machte ihnen klar, dass sie trotzdem kein Recht hatten, diese Ehrenplätze zu erbitten, weil der Vater sie »bereitet«, das heißt sie vergibt (Mt 20,23). Ihr Ansinnen führte auch zu Unwillen bei den anderen Jüngern, was verständlich ist. Daher wiederholte der Herr Jesus seine Lektion: »Wer irgend unter euch groß werden will, soll euer Diener sein; und wer irgend unter euch der Erste sein will, soll der Knecht aller sein« (Mk 10,44). – So haben auch wir kein Recht, Ehre zu nehmen. Egal wie hoch wir unser Engagement für Gott einschätzen, der Herr Jesus ist unser Vorbild. Wir sollen wie er Diener der anderen sein, also nicht nehmen, sondern geben: »Denn auch der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele« (Mk 10,45).

Denkkorrektur

Gott will, dass wir erst gar nicht dem Irrtum verfallen, höher von uns zu denken, als es sich gebührt. Dazu gibt es eine wichtige Voraussetzung: »Werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes« (Röm 12,2), schreibt Paulus kurz vor seiner Warnung der Selbstüberschätzung. Unser Denken muss sich verändern, und zwar »so zu denken, dass er besonnen sei, wie Gott einem jeden das Maß des Glaubens zugeteilt hat« (Röm 12,3). Wie wir über uns selbst denken, muss nüchtern sein, unbeeinflusst von störenden Überlegungen. Unsere Selbsteinschätzung muss sich an dem Maß unseres Glaubens messen lassen.

Gott begrenzt den Glauben nicht, wie der Bibeltext vielleicht vermuten lässt. Die Jünger sagten einmal, der Herr möge ihnen den Glauben mehren. Er verwies auf ein winziges Senfkorn (Lk 17,5.6). Wer durch eine bewusste Willensentscheidung zum Glauben kommt, erhält nämlich von Gott einen kleinen »Glaubenssamen« – Glaube ist Gnade Gottes (Eph 2,8). Danach muss der Glaube wachsen wie ein Senfkorn. Das wurde zum Beispiel bei den Thessalonichern beobachtet (2Thess 1,3). Petrus erklärt, dass Wachstum »in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilands Jesus Christus« geschieht (2Petr 3,18), also in der Gemeinschaft mit ihm im Gebet und im Lesen des Wortes Gottes. Dieses Wachstum, was am »Maß des Glaubens« erkennbar wird, schenkt wiederum Gott (1Kor 3,6f.). Wenn wir aufhören zu wachsen, begrenzen wir selbst unseren Glauben.

Ein zweiter Teil der Antwort Jesu auf die Bitte um Mehrung des Glaubens war das Gleichnis über den Knecht, der die Anweisungen seines Herrn ausführte. Der Herr schließt mit den Worten: »So auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren« (Lk 17,10). Glaube, der wächst, führt zu einer demütigen Sicht auf uns selbst.

Gottes Maßstab des Glaubens

Um zu verstehen, wie wir »gebürlich« von uns denken sollen, müssen wir die Bewertung für »das Maß des Glaubens« kennen. Glaube kann nämlich auf einer Skala von »klein« bis »groß« bemessen werden. In den Evangelien finden wir Menschen, die *kleinen* Glauben hatten, und solche, deren Glaube *groß* genannt wird.

Zunächst Aspekte des Kleinglaubens. Er äußert sich bei denen, *die auf ihre eigenen Möglichkeiten sehen* und dann an Gott zweifeln. Die Jünger hatten zwar den Herrn Jesus selbst mit im Boot, als sie in Seenot gerieten. Aber sie schrien zu ihm: »Liegt dir nichts daran, dass wir umkommen?« (Mk 4,38). Seine Antwort war: »Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen?« (Mt 8,26).

Kleiner Glaube ist auch ein Merkmal derer, *die ihren Blick weg von Jesus auf die Not richten* und zweifeln. Petrus ist dafür ein Beispiel, als er den starken



Wind sah und anfang in den See zu sinken, auf dem er vorher gehen konnte (Mt 14,30f.).

Zum Dritten tritt Kleinglaube bei denen auf, *deren Gedanken mit sich und nicht mit Gott beschäftigt sind*. »Was überlegt ihr bei euch selbst, Kleingläubige?«, sagte der Herr zu den Jüngern im Boot, die aufgrund einer Aussage Jesu, die sie nicht verstanden hatten, ins Grübeln verfielen (Mt 16,6–8).

Und nun zwei schöne Beispiele für großen Glauben. Der römische Hauptmann in Mt 8,8–10 glaubte an die unumschränkte Macht des Herrn Jesus. Er wusste, dass der Herr nur *ein* Wort zu sprechen brauchte, dann würde sein Knecht wieder gesund. Bemerkenswert ist, dass er voranschickte: »Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach trittst.« Sein Glaube war überaus groß, aber von sich selbst hielt er nichts.

In Mt 15,21–28 lesen wir von einer kanaanäischen Frau, deren Tochter krank war. Sie ließ nicht locker und bewies ihren großen Glauben durch folgende Worte: »Ja, Herr; und doch fressen die Hunde von den Brotkrumen, die von dem Tisch ihrer Herren fallen« (Mt 15,27). Sie glaubte nämlich an das Erbarmen und die Gnade, die sie nicht verdient hatte. Sie selbst zählte sie zu den verachteten und wertlosen Hunden.

»Ohne Glauben aber ist es unmöglich, ihm wohlzugefallen; denn wer Gott naht, muss glauben, dass er ist

und denen, die ihn suchen, ein Belohner ist« (Hebr 11,6). Glaube hält fest an der absoluten Allmacht Gottes und seiner liebevollen Zuwendung zu uns, die wir nicht verdient haben. So wie der Hauptmann und die kanaanäische Frau. Das hatte Auswirkungen auf ihr Denken. Beide sahen nicht auf sich und fühlten sich absolut gering vor dem Herrn Jesus.

Fazit

Die Größe unseres Glaubens hat direkte Auswirkungen auf unsere Selbsteinschätzung. Je kleiner mein Glaube ist, desto stärker bin ich selbst im Mittelpunkt meiner Gedanken. Denkfehler sind die Folge. In »guten« Zeiten führen sie zu einer zu hohen eigenen Meinung. In Krisen bewirken sie Furcht und Zweifel. Dann offenbart sich der Kleinglaube als Ursache für die Denkfehler.

Je größer mein Glaube ist, desto unwichtiger werde ich in meinen eigenen Augen. Großer Glaube verhindert nicht nur Selbstüberschätzung, sondern auch, auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen und in Krisen völlig an sich zu zweifeln. Das kann nämlich auch passieren, wenn Kleinglaube auf Schwierigkeiten trifft.

Jeder von uns steht in Gefahr, sich geistlich zu überschätzen und sich wie das kleine Kätzchen im Spiegel zu betrachten und dabei zu meinen, einen starken Löwen zu sehen.

Um nicht in die Denkfehler zu verfallen, wir seien wichtig, größer als andere oder verdienten Ehre, brauchen wir großen Glauben. Wir ehren unseren Herrn, wenn wir an seiner Allmacht und an seiner unverdienten Gnade festhalten. Auf diese Weise werden wir nämlich

- den Blick im Gebet auf den Herrn Jesus allein ausrichten,
- die annehmen, die gering geachtet werden – und damit Letzter werden,
- allen anderen zur Verfügung stehen – und damit Diener werden.

Das Ergebnis ist, dass wir seine Gnade immer wieder neu erleben und besser erkennen, wer der Herr Jesus in seiner Allmacht ist. Und das wiederum führt zu Wachstum im Glauben: »Wachst aber in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Ihm sei die Herrlichkeit, sowohl jetzt als auch auf den Tag der Ewigkeit! Amen« (2Petr 3,18).

Peter Schmitz



Carl Brockhaus

– und was wir von ihm lernen können

Am 7. April jährte sich der Geburtstag von Carl Brockhaus zum 200. Mal. Darum erinnern wir mit diesem Artikel an einen Mann, den Gott sehr für sein Werk gebrauchen konnte. Sein Mut kann für uns zu einer großen Motivation werden!



Carl Brockhaus

Ein Volksschullehrer, der Bibelstunden hält

War das ein Aufsehen in Breckerfeld, einer westfälischen Kleinstadt in der Nähe von Hagen, im Jahr 1846! Da hielt doch der gerade 24 Jahre alte Volksschullehrer Carl Brockhaus abends in der Schule Bibelstunden ab, und nicht genug damit, er tat dies auch auf umliegenden Bauernhöfen, und das alles mit Erlaubnis der Breckerfelder Pastoren, während es sonst doch durchaus nicht statthaft war, selbst in privatem Kreis die Bibel auszulegen – das war ausschließlich den studierten Theologen vorbehalten. Wer war der Mann, der schon in so jungen Jahren zum anerkannten Verkündiger des Evangeliums wurde?

Herkunft und Bekehrung

Carl Friedrich Wilhelm Brockhaus war am 7. April 1822 in Himmelmert bei Plettenberg als sechstes von 14 Kindern eines Lehrers geboren worden, hatte das Soester Lehrerseminar besucht und in Breckerfeld seine erste Lehrerstelle angetreten. Für sein weiteres Le-

ben entscheidend wurde, dass er jetzt über seinen christlichen Glauben ins Fragen kam.

War er im Elternhaus zur Gottesfurcht im Sinne eines einwandfreien Lebenswandels erzogen worden, so erkannte er nunmehr, dass ein bürgerlich anständiges Leben gegenüber der Gerechtigkeit Gottes nicht ausreicht. Im Gegenteil, beim Studium der Bibel trat ihm seine Sündhaftigkeit umso greller entgegen, bis er im Dezember 1845 erkannte: »Meine Sünden waren mir vergeben, weil Jesus die Schuld entrichtet (hat)«. Von jetzt an verkündigte er in Bibelstunden das Evangelium, was die Pastoren dem ernstesten und bibelkundigen jungen Lehrer ausnahmsweise gestatteten.

»Alles in Christo«

Es ist nicht verwunderlich, dass der konsequente Mann dennoch immer wieder in innere Kämpfe geriet, denn die Einsicht, dass er auch als Gläubiger noch mit der Sünde in Berührung kam, quälte ihn zutiefst, ja brachte ihn »der Verzweiflung nahe«. Erst beim Lesen des

Römer- und des 1. Johannesbriefes ging ihm 1848 auf, dass Jesus Christus die völlige Erlösung von der Sünde bedeutet. Dieser Gedanke sollte ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen. Der wiedergeborene Christ hat wirklich *Alles in Christo* – so lautet der Titel seiner wichtigsten Schrift, die er 1859 verfasste –, und zwar nicht nur im Blick auf die Reinigung von den Sünden, sondern auch auf die Befreiung von der Macht der in uns wohnenden Sünde.

Letzteres verstand Carl Brockhaus nicht perfektionistisch, als ob ein Christ nicht mehr sündigen könne. Er unterschied zwischen der unantastbaren Stellung des Kindes Gottes in Christus und seinem Zustand, der den Gläubigen im Falle des Ungehorsams der Freude über seine herrliche Stellung beraubt.

Dass Carl Brockhaus später mit John Nelson Darby, einem der Väter der britischen und dann auch der weltweiten Brüderbewegung, so freundschaftlich verbunden war, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass auch dieser Mann das völlige Heil in Christus verkündigte.

Ein Evangelist aus Berufung

Carl Brockhaus heiratete 1848 Emilie Löwen, die Tochter eines Breckerfelder Bäckermeisters, die sich in seinen Bibelstunden bekehrt hatte und mit der er eine überaus glückliche, von 13 Kindern gesegnete Ehe führte. In demselben Jahr wurde er auch als Hauptlehrer nach Elberfeld (Wuppertal) versetzt.

Hier wurde ihm nicht erlaubt, Bibelstunden abzuhalten, was ihn

aber nicht hinderte, missionarisch zu wirken. Er besuchte einfach die Eltern seiner Schüler und bezeugte das Heil in Christus. Wie der 26-Jährige überhaupt von dem Willen beherrscht war, das Evangelium weiterzusagen, mag die folgende Aufstellung verdeutlichen:

- Noch 1848 beteiligte sich Carl Brockhaus an der Gründung der »Evangelischen Gesellschaft für Deutschland«, die der Intensivierung evangelistischer Verkündigung innerhalb der Landeskirchen dienen sollte; er wurde Schriftführer im Vorstand.

- Als 1849 im Wuppertal die Cholera ausbrach, besuchte er zusammen mit einem gläubigen Pfarrer viele Kranke und Sterbende.

- Noch im gleichen Jahr gründete er angesichts der Krankheitsnot und des sozialen Elends besonders unter den Kindern den »Elberfelder Erziehungsverein«, der sich die Unterstützung und christliche Erziehung von verwaorsten Kindern zum Ziel setzte.

- Mit der evangelistischen Zeitschrift *Der Kinderbote* versuchte er als deren Schriftleiter zur Finanzie-

rung des Erziehungsvereins beizutragen.

- Als 1850 von gläubigen Männern in Elberfeld der »Evangelische Brüderverein« gegründet wurde mit dem Ziel, das Bergische Land zu durchdringen, und man einen Geschäftsführer suchte, war Carl Brockhaus schnell bereit, diese Aufgabe zu übernehmen und sich hauptberuflich der Evangeliumsverkündigung zu widmen.

Im Rahmen seiner neuen Tätigkeit sollte er nun nach seiner Bekehrung die zweite entscheidende Wende in seinem Leben vollziehen; auf seine Arbeit im Evangelischen Brüderverein muss deshalb etwas näher eingegangen werden.

»Sendbote« des Evangeliums mit Fesseln

Der Evangelische Brüderverein hatte das Anliegen, einer Bevölkerung das Evangelium zu bringen, die sich im zunehmend industriellen Zeitalter immer weiter vom christlichen Glauben entfernte. Unabhängig von ihrer konfessionellen Herkunft wollten sich die Mitglieder (Fabrikanten, hö-



Elberfeld um 1850

here Beamte, Prediger) für dieses Ziel einsetzen, und sie stellten ca. ein Dutzend »Sendboten« an, die durch Verteilen von Traktaten, durch Hausbesuche und Abhalten von Versammlungen im weiteren Umkreis die frohe Botschaft verbreiten sollten. Auch Carl Brockhaus war neben seiner Tätigkeit als Geschäftsführer einer dieser Sendboten.

Nun war damals, um 1850, die freie Verkündigung des Evangeliums ohne Verbindung mit einem kirchlichen Amt etwas Unerhörtes, war doch schon der Hausbesuch bei einem Kranken eine kirchenamtliche Tätigkeit. Seitens der Amtskirche erfuhr der Brüderverein deshalb auch viel Anfeindung, und man suchte seine Tätigkeit zu unterbinden.

Aus diesem Grund untersagte der Verein den Sendboten, bei ihren Versammlungen das Abendmahl zu feiern, wäre dies doch ein allzu deutlicher Schritt in Richtung einer eigenständigen Gemeindebildung und damit eine anti-staatskirchliche Aktion gewesen.

Der Schritt in die Freiheit des Glaubens

Auf die Dauer ließ sich aber Evangelisation und neutestamentliche Gemeindebildung nicht durch Vereinsatzungen trennen. Carl Brockhaus und die meisten der Sendboten sahen ein, und zwar nicht ohne Einfluss der Erkenntnisse der Brüderbewegung in Großbritannien und in der Schweiz,

- dass wiedergeborene Christen zusammengehören und sich frei versammeln sollten;
- dass die Feier des Abendmahls der biblische Ausdruck ihrer Ge-

meinschaft mit dem Herrn und untereinander ist;

- dass man das christliche Zeugnis nicht von Institutionen und Satzungen, sondern allein vom Heiligen Geist abhängig machen sollte.

Die Folge war, dass schon Ende 1852 Carl Brockhaus und die meisten seiner Sendboten-Brüder aus dem Evangelischen Brüderverein und später auch aus der Amtskirche austraten, um allein in gläubiger Abhängigkeit vom Herrn ihm zu dienen.

Nicht abzusehen war damals, dass dieser Glaubensschritt der entscheidende Anstoß für die Entwicklung der Brüderbewegung in Deutschland und Carl Brockhaus zu ihrem unermüdlichen Motor werden sollte.

Ein Glaubensschritt

»Nimm keine Rücksicht auf mich und die Kinder, sondern handle nur nach deiner Überzeugung!« So hatte Emilie Brockhaus ihrem Mann geraten, als es im Dezember 1852 darum ging, dass sich Carl Brockhaus vom Evangelischen Brüderverein trennte, um in der Freiheit des Glaubens Jesus Christus zu verkündigen. Wirklich war die Entscheidung, sich von jeder institutionellen Bindung zu lösen, ein echter Glaubensschritt. Zwei Jahre vorher hatte Carl Brockhaus seinen sicheren Lehrerberuf aufgegeben, um den Dienst im Brüderverein zu übernehmen, und nun stand er vor dem wirtschaftlichen Nichts: »Fast alle meine Freunde und leiblichen Verwandten zogen sich von mir zurück, hielten mich für töricht und eigensinnig und meinten, dass es mir weder von Herzen um die Sache des Herrn zu tun sei, da ich den

gesegneten Platz der Arbeit ohne Not verlassen habe, noch um das Wohl der Familie, da ich sie leichtfertig der Not preisgebe... Der Herr aber war mir nahe, sehr nahe, und Er ist es bis heute geblieben.«

In der ersten Zeit kamen ihm zwar manchmal, wenn es gar zu knapp herging, Zweifel, ob sein Entschluss richtig gewesen war, zumal er auch das Angebot niederländischer Freunde abgelehnt hatte, sich in den Niederlanden, wo es schon eine Reihe großer Brüderversammlungen gab, niederzulassen, aber die Emigration erschien ihm als ein fleischlicher Ausweg, sah er doch seine Aufgabe in Deutschland.

1853 verließ er mit seiner Familie die Dienstwohnung und zog in die Elberfelder Deweerthstraße, wo er sich mit Gleichgesinnten zur Betrachtung der Bibel, zum Gebet und natürlich zur Feier des Abendmahls versammelte. Später sollte er in der Nähe ein eigenes Grundstück erwerben, und hier erhielt dann auch die wachsende Elberfelder Brüderversammlung ihren Saal.

Die Lehre

Seine Aufgabe sah Carl Brockhaus von vornherein unter zwei Zielsetzungen:

- Menschen das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen und sie zur Buße und Bekehrung zu rufen;
- Gläubige und Gläubiggewordene außerhalb jeder konfessionellen Bindung zu versammeln und dabei auf das Wort Jesu zu vertrauen: »Wo zwei oder drei versammelt sind zu meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte« (Mt 18,20).



John Nelson Darby

Ohne Zweifel war Carl Brockhaus im Blick auf die zweite Zielsetzung vom britischen Brødertum und ganz besonders von der Lehre John Nelson Darbys (1800–1882) beeinflusst. Der Mann, der wie kaum ein anderer auf das britische und durch seine ausgedehnte Reisetätigkeit auch auf das weltweite Brødertum eingewirkt hat, wurde ihm zum Freund, der seit 1854 mehrmals längeren Aufenthalt in Deutschland nahm, hatte er doch nach hierhin Verbindung aufgenommen, nachdem er von dem mutigen Glaubensschritt der »Sendboten« des Brødervereins gehört hatte.

Ausschlaggebend für die Freundschaft war, dass sich Carl Brockhaus mit Darby in der Frage der vollkommenen Erlösung des Gläubigen in Christus völlig einig war, stellte dies doch die biblische Wahrheit dar, die ihn am meisten bewegte. Daneben war er nun auch bereit, die Erkenntnisse zu übernehmen, die sein englischer Freund im Blick auf die Einheit der Gemeinde Jesu Christi vertrat. Man

kann sie unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen:

- Die Christen sollten sich außerhalb jeder konfessionellen Anbindung versammeln – »abgesondert von allen religiösen Systemen«, sagte man gern –, um auf diese Weise die Einheit des Leibes Christi, der Kirche oder Gemeinde, darzustellen, um so dem Wunsch des Herrn »damit sie alle eins seien« (Joh 17,21) nachzukommen.

- Diese Einheit kommt gerade in der sonntäglichen Gemeinschaft am Tisch des Herrn zum Ausdruck, wo die Gläubigen im Anschauen des Herrn und seines vollbrachten Werkes auf Golgatha immer wieder zur Anbetung dessen geführt werden, der die Grundlage ihres zeitlichen und ewigen Heils ist, Jesus Christus.

- Die Versammlungen der Gläubigen sollten ganz unter der Leitung des Heiligen Geistes stehen, womit jedes klerikale und pastorale Amt wegfällt; es sollte dem Geist Gottes überlassen bleiben, ganz nach seinem Willen durch die einzelnen Brüder zu wirken, die sich ihrerseits der Stimme des Geistes in Übereinstimmung mit dem Wort Gottes unterzuordnen haben.

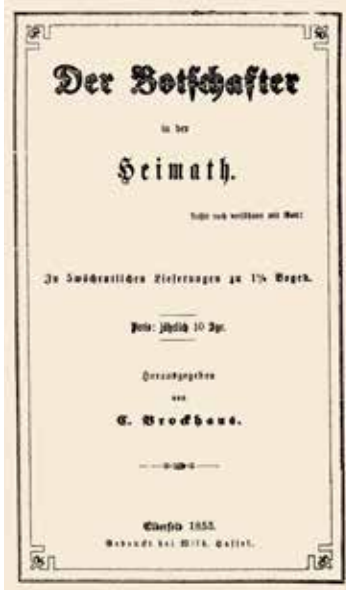
Entstehung und Ausbreitung der Brøderebewegung

Dies waren die Grundsätze, die Carl Brockhaus in seinem ausgedehnten Reisedienst neben seiner evangelistischen Verkündigung den Gläubigen nahebrachte. Dabei war es für ihn günstig, dass er schon durch seine Arbeit im Auftrag des Evangelischen Brødervereins zahlreiche Verbindungen besaß, besonders in Westdeutsch-

land, sodass sich an vielen Orten Christen von den bisherigen Gemeinschaften, die sich im Rahmen der Landeskirchen zusammengefunden hatten, trennten und Versammlungen im Sinne der Verkündigung von Carl Brockhaus und seinen Freunden bildeten. Zwar hatte es schon wenige Jahre vorher einige Brøderversammlungen im Rheinland und in Württemberg gegeben, aber erst mit Carl Brockhaus nahm die Brøderebewegung in Deutschland den Aufschwung, der sie bis zum Ende des Jahrhunderts auf mehrere hundert Brøderversammlungen anwachsen ließ.

Von Bedeutung für die junge Bewegung war auch, dass Carl Brockhaus eine ausgesprochene Führerpersönlichkeit war und seine von volksnahe Stil geprägte rhetorische Begabung unermüdlich auf vielen Reisen fast im gesamten Deutschland und in einigen Randgebieten mit Tatkraft und völliger Hingabe einsetzte. Von Anfang an standen ihm auch mehrere gleichgesinnte Brüder zur Seite, zum Teil diejenigen, die mit ihm aus dem Brøderverein ausgeschieden waren und die sich nun mehr oder weniger hauptberuflich dem Verkündigungsdienst widmeten.

Für den Zusammenhalt und die gemeinsame geistliche Ausrichtung wurden die Konferenzen wichtig, über deren Bedeutung Carl Brockhaus schrieb: »Ich erkenne immer mehr, wie nötig und nützlich solche Konferenzen für das Werk sind. Nicht nur wird die Erkenntnis im Wort vermehrt, sondern auch das Band unter den Arbeitern aufrecht gehalten und die Einheit des Geistes bewahrt.« Viel Anregung empfing er auch auf den



Brüderkonferenzen in der Schweiz und in den Niederlanden. In beiden Ländern gab es schon etwas länger Brüderversammlungen als in Deutschland, und der Niederländer Hermanus Cornelis Voorhoeve (1837–1901), der in den Niederlanden unter den »Brüdern« etwa die gleiche Stellung einnahm wie Carl Brockhaus in Deutschland, wurde zu einem seiner engsten Freunde.

Ohne Verfolgung ging allerdings der Dienst von Carl Brockhaus und seinen Brüdern um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht ab. In manchen deutschen Ländern war das Abhalten religiöser Veranstaltungen außerhalb der staatlich anerkannten Kirchen verboten, und so kam es vor, dass Carl Brockhaus aus der Versammlung heraus verhaftet, vor Gericht gestellt und dann über die Landesgrenze abgeschoben wurde.

Literarische Arbeit

Von großer Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Brüderbewegung war auch die literarische Arbeit von Carl Brockhaus, die seiner umfangreichen Reisetätigkeit durchaus nebensuorden ist, war er sich doch von vornherein darüber im Klaren, wie wichtig für die jungen Versammlungen das literarische Band war.

Die Zeitschrift

Darum brachte er schon im ersten Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem Brüderverein, 1853, im Selbstverlag eine Zeitschrift heraus, die vom 2. Jahrgang an als *Botschafter des Heils in Christo* erschien, ein Name, der ihr bis zum 80. Jahrgang im Jahr 1938 blieb.

Ursprünglich als evangelisti-

sches Blatt gedacht, änderte sie recht schnell ihren Charakter und brachte viele Artikel für Gläubige und druckte dabei zahlreiche Übersetzungen aus der Literatur englischer und französisch-schweizerischer »Brüder« ab. 1853 und 1854 erschienen allein 19 Artikel aus der Feder Darbys, aber auch Carl Brockhaus schrieb viele Aufsätze selbst.

Neben der Zeitschrift veröffentlichte er auch Einzelschriften, Traktate und als Bibelkommentare die *Betrachtungen über das Wort Gottes* von Darby, die *Betrachtungen über die fünf Bücher Mose* von Charles Henry Mackintosh u. a., die zum Teil noch heute im Nachdruck zu erhalten sind.

Das Liederbuch

Schon in den Anfängen der deutschen Brüderbewegung hatte man sich um ein eigenes Liederbuch bemüht, das dem besonderen Anliegen der Anbetung des Herrn beim Abendmahl entgegenkam. Es hatte am Anfang nur wenige Lieder. Ab 1853 erschien die *Kleine Sammlung geistlicher Lieder* und wuchs bis um die Jahrhundertwende auf 147 Lieder an. Mindestens 60 Liedtexte werden allein Carl Brockhaus zugeschrieben, von denen viele sein Bruder Wilhelm (1819–1888) vertonte. Noch heute werden in deutschen Brüdergemeinden diese Lieder gesungen, von denen einer der bekanntesten deutschen »Brüder«, der Generalleutnant Georg von Viebahn, gesagt hat: »Ich kenne und liebe viele andere geistliche Lieder und gebrauche sie in meinem Hause; aber ich kenne kein anderes Liederbuch, welches in jeder Zeile so mit dem Wort Gottes

übereinstimmt und die Anbetung der versammelten Gläubigen so zum Ausdruck bringt.«

Bibelübersetzung

Noch über den Rahmen der Brüderbewegung hinaus wurde die Bibelübersetzung bedeutsam, die als »Elberfelder Bibel« in den christlichen Gemeinschaftskreisen große Beachtung fand. Für Carl Brockhaus war es schon früh selbstverständlich, dass zu einem richtigen Verständnis der Bibel eine wortgetreue Übersetzung Voraussetzung war. Und so hatte er den Mut, schon 1855 das Neue Testament in neuer Übersetzung herauszubringen, allerdings mit Hilfe gelehrter Mitarbeiter, u. a. wieder John Nelson Darbys, der ein gründlicher Kenner der alten Sprachen war. 1871 folgte das Alte Testament, womit eine Bibelübersetzung geschaffen war, die an Textgenauigkeit von keiner anderen deutschen Übersetzung übertroffen wurde, wenn auch die sprachliche Glätte zuweilen darunter litt.

Als Grundlage des Bibelstudiums wurde die »Elberfelder Bibel« für viele der alten Sprachen unkundige Bibelleser unentbehrlich. Carl Brockhaus hatte mit dieser wortgetreuen Übersetzung der Heiligen Schrift der uneingeschränkten Achtung der »Brüder« vor der Autorität des Wortes Gottes bleibenden Ausdruck verliehen. Mit der »Elberfelder Bibel« wurde die Brüderbewegung auch zu einer Bibelbewegung, in der die Kenntnis des biblischen Textes Gemeingut war. Die aufgeschlagene Bibel in den Händen fast aller Versammlungsbesucher war dafür nur ein äußeres Zeichen.

Rückblick

Als Carl Brockhaus am 9. Mai 1899 im Alter von 77 Jahren in Elberfeld heimgerufen wurde, konnte er auf ein halbes Jahrhundert rastloser Tätigkeit für den Herrn zurückblicken. Nur die letzten Lebensjahre hatten ihn durch körperliche Beschwerden mehr und mehr behindert und an das Haus gefesselt. Seine Arbeit war nicht ohne Frucht geblieben. Etwa 20 000 Gläubige versammelten sich in den deutschen Brüderversammlungen, die er trotz der Organisationsfeindlichkeit der Bewegung als eine von Liebe und vorbildlichem Leben geprägte Führerpersönlichkeit zusammenzuhalten vermocht hatte. Vielen Menschen hatte er den Weg zu Jesus Christus gewiesen. Dabei war er nüchtern und natürlich geblieben, religiösen Schwärmerien gegenüber war er stets abgeneigt gewesen. In seiner gütigen und freundlichen Art hatte er es auch verstanden, Kindern Jesus Christus lieb zu machen und vielen schon in ihrer Jugend zum Segen zu werden.

Mit Recht konnte sein Freund Hermanus Cornelis Voorhoeve an seinem Grab sagen, dass es in der Kirche Gottes nur wenige Männer gebe, »die so viele Gaben in sich vereinigten«, wie dies bei Carl Brockhaus der Fall war: »Unser heimgegangener Bruder war ein Hirte, ein Lehrer, ein Evangelist. Das kommt selten vor. Es ist eine herrliche, gnadenreiche Ausnahme«.

Gerhard Jordy †

(aus: *Die Wegweisung* 7–8/1999, S. 10–13; geringfügig überarbeitet)





Massenpropaganda in Coronazeiten

Zur gegenwärtigen Pandemie wird eigentlich genug gesagt und geschrieben. Insofern fällt es mir schon ein bisschen schwer, mich selbst auch unter die Autoren zu reihen. Doch soll es hier nicht um die medizinische Seite des Geschehens gehen, sondern um gesellschaftliche Sachverhalte, denen wir als bekennende Christen besondere Aufmerksamkeit widmen sollten.

In unserer Zeit, die ohnehin durch einen gewaltigen Informationsfluss charakterisiert ist, werden wir überschüttet mit Nachrichten, Kommentaren und Ratschlägen zu dieser Pandemie. Man bekommt gesagt, was ist, wie die Sache zu verstehen sei, was man tun soll und was nicht, was man zu erwarten hat, was wir fürchten sollten, was von bestimmten Vorgängen zu halten ist und was wir nicht gutheißen sollten und vieles andere mehr.

Als ein nicht unerfahrener Teilnehmer an der Nachrichtenflut habe auch ich meine Erlebnisse gehabt. An einem Beispiel möchte ich deutlich machen, worin ich eine besonders schwere Gefahr für unsere Zeit, unsere Gesellschaft sehe. Ziemlich früh nach Ausbruch der Pandemie wurde (wahrscheinlich) zum ersten Mal in einer Nachrichtensendung des Fernsehens die Zahl der Gestorbenen in einem Monat bekannt gegeben. Ganz spontan fragte ich mich, wie viele von denen wohl an Covid-19 gestorben waren. Das aber wurde *nicht* gesagt. So konnte man glauben, all die Toten seien Coronatote. Erst Wochen später bequemte sich der Sender dazu, von »Toten in *Verbindung* mit Corona« zu sprechen. Das traf schon eher zu, aber exakt war auch das noch lange nicht. Der Sachverhalt war

ungenau wiedergegeben; was wirklich war, wusste man noch immer nicht. Der kritische Hörer hatte weiterhin allen Grund zum Misstrauen.

Für uns alle, die wir in Zeiten leben, die wir uns selbst nicht ausgesucht haben, sollte es ein Ansporn sein, wachsam zu sein und zu fragen, wo wir unsere Maßstäbe herholen, die wir zu unserer Orientierung brauchen, denn orientieren müssen wir uns. Welches existenzielle »Navigationssystem« haben wir innerlich »geladen«? Verfügen wir über Maßstäbe, mit denen wir das, was wir erleben, was uns begegnet, zuverlässig beurteilen können? Und: Woher nehmen wir diese Maßstäbe? Das tragende Fundament eines Gläubigen sollte ohne Zweifel die Bibel sein. Das gilt für unsere Haltung zur Welt um uns herum, als Hilfe zur Beurteilung der Wirklichkeit wie auch des eigenen Handelns. Und sie sagt uns: *»Im Übrigen, Brüder, alles, was wahr, alles, was würdig, alles, was gerecht, alles, was rein, alles, was lieblich ist, alles, was wohlklingend, wenn es irgendeine Tugend und wenn es irgendein Lob gibt, dies erwägt.«* (Phil 4,8).

Wir müssen uns also die Mühe machen zu prüfen, was geprüft werden muss. Das ist manchmal anstrengend, ja oft mühsam, zumal wir in Zeiten leben, in

denen Informationsüberfluss besteht. Unter anderen Rahmenbedingungen galt das aber schon in der Antike. Dazu wusste der Apostel Johannes schon etwas zu sagen, wenn er schrieb: »Geliebte, glaubt nicht jedem Geist, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind; denn viele falsche Propheten sind in die Welt ausgegangen« (1Joh 4,1). Im Alten wie im Neuen Testament finden sich ähnliche Anweisungen, die ich hier nicht alle zitieren möchte.

Nun leben wir in Zeiten von unfassbarem Informationsüberfluss, den wir nicht näher beschreiben müssen, und wir müssen ferner einräumen, dass wir die Welt dadurch kaum besser verstehen als vorher. Hannah Arendt, die große jüdische Philosophin, sagt das so: »Die Menschen haben sich in einer immer unverständlicher werdenden Welt darauf eingerichtet, jederzeit jegliches und gar nichts zu glauben, überzeugt, dass schlechterdings alles möglich sei und nichts wahr ... Die Massenpropaganda setzt mit außerordentlichem Erfolg ein Publikum voraus, das jederzeit bereit ist, leichtgläubig alles hinzunehmen, und sei es noch so unwahrscheinlich, und es doch nicht im mindesten überbelt, wenn der Betrug sich herausstellt, weil es offenbar jede Aussage ohnehin für eine Lüge hält« (FAZ, 28. Februar 2020).

Das klingt sehr nach Kapitulation vor der dargestellten Wirklichkeit, nach Resignation. Aber wir müssen uns entscheiden, von wem oder von was wir uns durchs Leben leiten lassen wollen. Gläubigen kann man deshalb nur dringend raten, die biblischen Weisungen zu beherzigen, und die gibt es ja, nicht als Gesetze, sondern eben als Weisungen, an die wir uns zum eigenen Nutzen halten sollen.

Ein frühes und schönes Beispiel für »selbstbestimmtes Verhalten unter Leitung des Geistes« finden wir in Apg 17. Die Juden, die sich in der Synagoge von Beröa versammelten, wurden von Paulus und Silas besucht, die ihnen von Jesus erzählten und ihnen bewiesen, dass dieser der verheißene Messias sei. Die Beröer hörten sich das an und taten, was sie immer taten: Sie »untersuchten täglich die Schriften, ob dies sich so verhielte« (Apg 17,11). Für heute noch vorbildlich ist auch die Reaktion der gläubig gewordenen Beröer. Es gab kein Geschrei, keine hochemotionale Auseinandersetzung mit denen, die ihre Auffassung nicht teilten, also keinen entfesselten Bekehrungseifer, aber Festigkeit in den selbst gewonnenen Ein-

sichten, was auch ein Zeugnis war. Paulus rät in seinem Brief an die Epheser, wie diese sich zu der sie umgebenden Welt stellen sollen: »wandelt als Kinder des Lichts (denn die Frucht des Lichts besteht in aller Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit), indem ihr prüft, was dem Herrn wohlgefällig ist. Und habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis« (Eph 5,8–11).

Das Prüfen nimmt uns Gott allerdings nicht ab. Aber er gibt uns das Werkzeug dazu, diese Arbeit zu tun, und das ist die Schrift. Die Beröer haben es uns vorgemacht. Wir stehen heute etwas besser da, denn wir haben die ganze Bibel. Sie gilt es in der richtigen Weise auszulegen, was mit allerlei sozialen Tugenden geschehen muss, zum Beispiel sich belehren zu lassen, geschäftsfähig zu sein und vieles andere mehr. »Lasst euch nicht fortreißen« (Hebr 13,9) ist gegenwärtig auch eine wichtige Mahnung an uns. Denn die Wogen gehen in der Öffentlichkeit sehr hoch, angefeuert von uferloser Berichterstattung, in der meistens nicht mehr zwischen Person und Meinung unterschieden wird.

Auch dazu hat die Bibel ihr Wort, diesmal aus dem Alten Testament: »Bei der Menge der Worte fehlt Übertretung nicht; wer aber seine Lippen zurückhält, ist ein-sichtsvoll« (Spr 10,19). Und noch einmal im Alten Testament die Anweisung: »Du sollst der Menge nicht folgen, um Böses zu tun; und du sollst bei einem Rechtsstreit nicht antworten, indem du dich nach der Menge richtest, das Recht zu beugen« (2Mo 23,2).

Es ist für Gläubige nicht immer leicht, in dieser moralisch zerfallenden Welt richtig zu denken, richtig zu handeln. Doch wir dürfen zuversichtlich sein, dass uns der Herr nicht im Stich lässt und uns zu seiner Zeit auch zurechtbringt, wenn wir uns zu ihm retten.

Karl Otto Herhaus

*Wir streuen unsre Mühe wie Samen in das Feld;
dass segensvoll sie blühe, sei Dir anheimgestellt.*

*Oft haben wir gesonnen, ob wir es recht gemacht –
was wir mit Dir begonnen, hast Du zum Ziel gebracht.*

*Und will es oft nicht gehen, wie wir es wohl geplant,
Du, Herr, wirst es versehen, wie wir es nicht geahnt.
Darum soll uns nicht grauen, ob Berge vor uns stehn,
wir werden fröhlich schauen: Du, Herr, hast es versehnt!*

Kritisches zur Wissenschaft(stheorie)

Lange Zeit überzeugte die Formulierung »Die Wissenschaft sagt« viele Menschen, denn die Wissenschaft war eine der stärksten und einflussreichsten Stimmen, auf die man hörte. Oft wurden auch Sätze wie »Die Wissenschaft hat gezeigt« verwendet, als ob sie ein personales Wesen mit großer Autorität und großem Wissen wäre.



Wenn man sich auf die Wissenschaft berief, meinte man relativ sicher zu sein; denn wer wollte es wagen, ihr zu widersprechen? Deshalb hörte man auch häufig: »Ich bin auf der Seite der Wissenschaft.« Spätestens in der letzten Zeit ist aber immer mehr Menschen klar geworden, dass dies in vielen Bereichen nicht aussagekräftig ist. Vielmehr stellt sich die Frage: Welcher Wissenschaft? Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Es gibt tatsächliche Wissenschaft, die bei den Fakten bleibt. Die andere dagegen nennt die eigenen Meinungen und Schlussfolgerungen »Wissenschaft«, für die man Akzeptanz fordert, obwohl man die Fakten auch ganz anders deuten könnte. So stellt sich die Frage: Was ist eigentlich Wissenschaft? Und wie gehen wir mit »Wissenschaft« um?¹



Es steht völlig außer Frage, dass wir für viele Errungenschaften der Wissenschaft dankbar sein können. Ihre Früchte (z. B. in Medizin und Technik) erleichtern uns das Leben und machen vieles angenehmer. Auch Dinge wie die Textforschung in den Geisteswissenschaften sind sehr hilfreich. Es

gibt jedoch auch Gebiete, die neue (u. a. ethische) Probleme mit sich bringen, beispielsweise die Künstliche Intelligenz. So ist es zunächst einmal wichtig, sich zu fragen, was Wissenschaft überhaupt ist.

Bei der Wissenschaft scheint es so zu sein wie bei vielen Dingen: Wir meinen zu wissen, was es ist, bis wir versuchen, es zu definieren. Dann stellen wir nämlich fest, dass eine genaue Definition nicht möglich ist. Dies liegt unter anderem daran, dass wir den Begriff vielfältig verwenden, z. B. für Wissensgebiete (Physik, Chemie, Biologie usw.), Wissenschaftler (also Menschen, die auf diesen arbeiten) und die wissenschaftliche Methode (die Art und Weise, wie Wissenschaftler ihre Arbeit tun). Zudem gibt es so etwas wie »die Wissenschaft« genau genommen gar nicht, da sie weder etwas sagen oder demonstrieren noch etwas entdecken kann. Dies tun Wissenschaftler. Sie ist auch oft viel komplexer, als es den Anschein hat.

Da es *eine* wissenschaftliche Methode nicht gibt, ist es hilfreich, danach zu fragen, was zur wissenschaftlichen Arbeit gehört. Hier spielen zunächst Beobachtungen und Experimente eine wichtige Rolle, aber auch Argumentations-

¹ Eine ausführlichere Fassung dieses Artikels mit einem Abriss der Geschichte des Wissenschaftsverständnisses vom Mittelalter bis zum Idealismus findet sich auf www.jochenklein.de.

prozesse, die zu nachvollziehbaren Schlussfolgerungen führen.

Seit dem 16. und 17. Jahrhundert hat sich das wissenschaftliche Denken grundlegend verändert. Bis dahin hatte man sich bei der Erforschung der Natur und des Universums in erster Linie auf eine Autorität berufen, so z. B. oft auf Aristoteles. Wissenschaftler wie Galileo Galilei wandten sich aber von diesem Ansatz ab, indem sie für die Freiheit plädierten, den Ergebnissen von Beobachtungen und Experimenten gerecht zu werden, auch wenn dies bedeutete, dass man überlieferte Theorien modifizieren oder aufgeben musste.

Zunächst ist es in der Wissenschaft wichtig, dass wir unseren Sinnen und anderen Menschen vertrauen können. Ist dies nicht gewährleistet, kommt es zu Problemen. Der Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse setzt außerdem den Glauben an die rationale Verständlichkeit des Universums voraus.

Die gängige Ansicht über die wissenschaftliche Methode enthält folgende Komponenten:

1. die Sammlung von Daten (Fakten, die nicht bestritten werden können) durch Beobachtungen und Experimente, von denen weder die einen noch die anderen durch Vorannahmen oder Vorurteile beeinflusst werden;

2. die Ableitung von Hypothesen² aus den Daten, indem man nach Mustern oder Zusammenhängen sucht und diese induktiv³ verallgemeinert;

3. die Prüfung der Hypothesen, indem man aus ihnen Vorhersagen herleitet und dann Experi-

mente konzipiert und durchführt, um festzustellen, ob diese Vorhersagen stimmen;

4. die Verwerfung der Hypothesen, die nicht von den Versuchsdaten gestützt werden, und den Aufbau einer Theorie durch Zusammenführung von bestätigten Hypothesen.

Es sollte klar sein, dass die wissenschaftliche Methode auf jeden Fall ihre Grenzen hat. Die ganze Wirklichkeit kann sie nicht erfassen (z. B. Freundschaft, Liebe, sinnliche Erfahrungen wie einen Sonnenuntergang). Zudem ist man sich heute allgemein einig, dass unsere Beschreibung der wissenschaftlichen Methode nicht nur stark idealisiert, sondern auch fehlerhaft ist. So besteht ein weitgehender Konsens darüber, dass kein Wissenschaftler – wie ehrlich und sorgfältig er auch sein mag – bei seiner Arbeit völlig vorurteilsfrei ist, also ohne Vorannahmen und Vermutungen forscht. Dies ist besonders wichtig, um den Beitrag der Wissenschaft zur Weltanschauung zu verstehen.

Zentrale Begriffe sind in diesem Zusammenhang Induktion und Deduktion. Induktion meint den Prozess, aus einer begrenzten Datenmenge zu einer allgemeingültigen oder generellen Aussage zu kommen. Bei der Deduktion dagegen werden von einer Hypothese logische Vorhersagen abgeleitet, die dann mit den tatsächlichen Beobachtungen verglichen werden. Somit ist Deduktion ein logischer Prozess, bei dem eine Behauptung, die wir beweisen wollen (die Schlussfolgerung), logisch aus etwas hergeleitet wird, das wir bereits akzeptieren (die Prämissen⁴).



- 2 Hypothese: Annahme, die so formuliert ist, dass sie durch Experimente getestet werden kann. Zuerst spricht man von einer »Arbeitshypothese«.
- 3 induktiv: Prozess, dass man aus einer begrenzten Datenmenge zu einer allgemeingültigen oder generellen Aussage kommt.
- 4 Prämisse: Voraussetzung. Die Evolutionstheorie geht z. B. von der Prämisse aus, dass die Herkunft aller Lebewesen ohne einen Schöpfer erklärt werden kann.



Logik kann uns aber nicht sagen, ob die Prämissen und die daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen wahr sind. Die Logik hat etwas mit der Art und Weise zu tun, wie manche Aussagen von anderen abgeleitet werden, sie kann aber nichts über die Wahrheit dieser Aussagen sagen.

Mit Hilfe der Wissenschaft können wir Dinge verstehen, die wir vorher nicht verstanden haben. Doch sie kann zwar »Wie«-Fragen hinsichtlich Ursachen und Mechanismen beantworten, aber keine »Warum«-Fragen, Fragen nach Sinn und Absicht, Endzweck oder Ziel. Nehmen wir zum Beispiel einen Kuchen. Wissenschaftlich können wir seine Bestandteile untersuchen, aber nie die Absicht des Backenden herausfinden (z. B. einen Geburtstag als Anlass). Dass dies heute oft nicht beachtet wird, erkennt man an der Tatsache, dass Atheisten häufig behaupten, man brauche Gott nicht länger, um die Abläufe der Natur zu erklären. Dies ist ebenso eine Vermischung der Kategorien, wie wenn man behauptet, unser Verständnis der Funktionsprinzipien eines Motors mache den Glauben an die Existenz eines Konstrukteurs überflüssig. So können wir festhalten, dass man sich der Gefahr bewusst sein muss, in der Wissenschaft verschiedene Erklärungsebenen zu vertauschen und zu denken, eine Erklärungsebene erkläre vollständig den Hintergrund.



Bisher haben wir schwerpunktmäßig die Methode betrachtet und bereits angedeutet, dass die verbreitete These, ein Wis-

senschaftler sei ein objektiver, unparteiischer Beobachter, falsch ist. Jeder Wissenschaftler hat eine Vorstellung oder Idee in Bezug darauf, was studiert werden soll. Daher können ohne jede Vorannahme auch keine Beobachtungen oder Experimente gemacht werden. Dies ist auch deshalb nicht möglich, weil die Wissenschaft selektiv sein muss und nicht jeden Aspekt in Betracht ziehen kann. So muss der Wissenschaftler entscheiden, welcher Aspekt (ihm) eher wichtig ist und welcher nicht. Neben vorgefassten Meinungen vertreten Wissenschaftler auch Annahmen über die Wissenschaft an sich, und diese Vorannahmen können sowohl die Forschungsmethoden der Wissenschaftler als auch ihre Ergebnisse und ihre Interpretation der Ergebnisse erheblich beeinflussen.

Entscheidend für die Wissenschaft ist, welches Paradigma⁵ vorliegt. Dies ist ein Netz von Annahmen und Theorien, auf die man sich mehr oder weniger geeinigt hat und die das innere Gerüst bilden, um das herum das wissenschaftliche Gebäude errichtet wird. Das Paradigma setzt die Standards für legitime Forschung. Der Wissenschaftler verwendet diesen Rahmen, um zu forschen. Dabei blickt er aber häufig nicht auf das Paradigma selbst, weil die Mehrheit damit einverstanden ist oder zu sein scheint. Das Paradigma selbst ist daher sehr widerstandsfähig gegen kritische Anfragen.⁶ Wenn Schwierigkeit auftreten, wird oft versucht, sie mit dem Paradigma zu harmonisieren oder durch feine Änderungen des Paradigmas zu erklären. Wenn die Probleme jedoch

5 Paradigma: wissenschaftliche Grundanschauung; alle Daten werden in diesem Rahmen gedeutet.

6 Vgl. dazu das Paradigma des Evolutionismus in *Zeit & Schrift* 6/2021, S. 29–31.

zunehmen, kann es zu einer wissenschaftlichen Revolution kommen, und ein neues Paradigma kann entstehen. Ein Beispiel dafür ist der Übergang von der aristotelischen geozentrischen Astronomie (mit der Erde im Mittelpunkt) zur kopernikanischen heliozentrischen Astronomie (mit der Sonne im Mittelpunkt) im 16. Jahrhundert.

Somit bleibt festzuhalten, dass

- weltanschauliche Vorannahmen bei der Entwicklung von wissenschaftlichen Theorien eine große Rolle spielen;
 - die Widerstandskraft von Paradigmen gegen Versuche, sie zu widerlegen, zum Teil groß ist;
 - die Wissenschaft menschlichen Schwächen unterworfen ist,
 - Paradigmen oft auch auf tieferer Ebene von weltanschaulichen Überlegungen beeinflusst sind.
- Aktuell wird z. B. in der Wissenschaft häufig stillschweigend angenommen, dass nur Paradigmen, die auf dem Materialismus basieren, als wissenschaftlich zulässig betrachtet werden können.



Owohl die Wissenschaft, wie erwähnt, viele positive Aspekte mit sich gebracht hat, ist es für gläubige Christen – besonders auch für die, die studieren – wichtig, die antibiblischen bzw. antichristlichen Grundlagen ihrer Disziplinen zu durchschauen, um nicht selbst in widerbiblisches Denken zu geraten. Sogenannte wissenschaftliche Grunderkenntnisse verschiedener Fachbereiche sind in Wahrheit oft lediglich Ableitungen ihrer antichristlichen Voraussetzungen. Eta Linnemann, Theologin und ehemalige Bult-

mann-Schülerin, die sich später komplett von der historisch-kritischen Auslegung der Bibel abwandte, schreibt zu diesem Thema, bereits jedem Schüler werde heutzutage eingehämmert, dass »wir heute – zum Glück! – nicht mehr im Mittelalter leben« und auch das »alternative Leben« nur im Windschatten der technischen Entwicklung möglich sei. Jeder Student, der sich an die Universität begibt, nimmt das Joch des atheistischen Denkansatzes als unausweichlich auf sich und wird darunter verkrümmt. Das geschieht in der Regel »von selbst«, ohne bewusste Entscheidung durch das Absolvieren des Studienganges eines dieser – bereits im Ansatz atheistisch konzipierten – Studienfächer. Auch Gotteskinder, die sich an die Universität begeben, kommen unter dieses Joch. Man lässt ihnen zwar wohlwollend oder spottend, mitunter sogar selber fromm – den Glauben für den Privatbereich. Aber es wird ihnen verwehrt, den lebendigen Gott und seinen Sohn Jesus Christus in ihrem akademischen Denken zu behalten und ihm darin Raum zu geben. So behalten sie Jesus in ihren Gefühlen, aber in ihrem Denken verleugnen sie ihn täglich, weil dieses Denken atheistischen, antichristlichen Prinzipien folgt. Der Monopolcharakter atheistisch inaugrierter⁷ Ausbildungsstätten hat dazu geführt, dass man sämtliche »technische Errungenschaften« auf dem Konto des atheistischen »wissenschaftlichen« Denkens verbucht... Zugleich verhehlt man sich den Januskopf, das Doppelgesicht dieser Wissenschaften, das die Folge des Gesetzes der Sünde ist, unter

dem man in ihnen angetreten ist.«⁸

Halten wir fest, dass es in einer gefallenen Welt den Geschöpfen Gottes möglich ist, ihre von ihm gegebenen Gaben vielfältig – auch wissenschaftlich – einzusetzen. Wenn sie sich an die vom Schöpfer gegebenen Rahmenbedingungen halten, kann das viel Segen mit sich bringen. Setzen sie sich dagegen selbst an die Stelle Gottes, wird das zum Schaden sein – wie es z. B. in den atheistischen Philosophien der Fall ist, die sich als allein richtig ausgeben. Diese gilt es bei der Beschäftigung mit diesem Thema zu durchschauen, um ihnen nicht zum Opfer zu fallen. Dafür dürfte eine intensivere Beschäftigung mit diesem Thema zentral sein.

Jochen Klein

LITERATUR

David Gooding, John Lennox:

Was können wir wissen? Können wir wissen, was wir unbedingt wissen müssen? Dillenburg (CV) 2020.

Reinhard Junker/Siegfried Scheerer: *Evolution. Ein kritisches Lehrbuch.* Gießen (Weyel) ⁷2013.

Eta Linnemann: *Wissenschaft oder Meinung? Anfragen und Alternativen.* Nürnberg (VTR) ³2012.

Alexander vom Stein: *Creatio. Biblische Schöpfungslehre.* Lychen (Daniel) ³2016.

⁷ inaugrieren: ins Leben rufen.

⁸ Eta Linnemann, *Wissenschaft oder Meinung*, S. 16f.

Hartmut Wahl:

Kein bedingungsloser Gehorsam

Karl von Rohr-Levetzow – ausgelöscht und vergessen

Muldenhammer (Jota) 2022

Pb., 337 Seiten

ISBN 978-3-949069-01-7

€ 24,95

Zwei Jahre nach Beginn der Corona-Pandemie und wenige Tage vor Putins Einmarsch in die Ukraine erschien dieses Buch von Hartmut Wahl, das keine direkte Beziehung zu beiden Mega-Ereignissen enthält, wohl aber in der verwirrenden Diskussion um Widerstand heute ein Erinnerungszeichen setzen kann für einen Mann, der altem ostelbischen Adel angehörte und sich als Offizier, Bibelausleger und Evangelist verstand. Er war im Ersten und Zweiten Weltkrieg Offizier, stand 1938/39 kurzzeitig auf der Liste der Reisebrüder des Bundes freikirchlicher Christen (BfC), leistete dann erneut Militärdienst und wurde wahrscheinlich im April 1945 mit seiner Frau von der SS ermordet. Das Ehepaar hat nur wenige dokumentarische Spuren hinterlassen, und der BfC (später BEFC) hat das Seine getan, um den aus den Reihen der »Offenen Brüder« kommenden Karl von Rohr zu beschweigen und der Vergessenheit anheimzugeben.

Es ist das Verdienst von Hartmut Wahl (Velbert), Karl von Rohr und seine Frau Ehrengard mit diesem Buch dem Beschweigen und Verdrängen ihrer Zeitgenossen (auch ihrer Glaubensbrüder) entrissen zu haben. Dazu ist Wahl als Herausgeber der beiden Bände der *Aufzeichnungen und Erinnerungen* von Johannes Warns* (neben dem jüngeren Erich Sauer der profilierteste »Offene Bruder« in Deutschland, beide Lehrer an der Bibelschule Wiedenest) bestens geeignet.

Ein zweites Anliegen von Hartmut Wahl ist es, die Menschen heute (und vor allem die Christen) vor Schweigen, Angst und bedin-

gungsloser Anpassung und Gleichschaltung zu bewahren, kann doch nur unfrisierte Erinnerung der historischen Wahrheit und ein an die Schrift gebundenes Gewissen dem christlichen Menschenbild entsprechen.

Um Karl von Rohr gerecht zu werden, hat Wahl eine enorme Such- und Quellenarbeit geleistet. Der Rechercheaufwand war angesichts der offiziellen Versuche, die Erinnerung an das Ehepaar von Rohr zu tilgen, enorm und entspricht durchaus den Anforderungen an eine Dissertation. Wahl trägt die von ihm mit Sicherheit ermittelten Ergebnisse vor, ebenso beim Fehlen eindeutiger Quellen die von ihm mit hoher Wahrscheinlichkeit gezogenen Schlussfolgerungen. Er ist dankbar für Hinweise, Ergänzungen und Korrekturen aus seinem Leserkreis.

Wohl tuend reflektiert ist Wahls Ansatz, Karl von Rohr in seiner Zeit und aus seiner Zeit zu verstehen. In das große Netzwerk des ostelbischen Adels eingebunden, bei den »Offenen Brüdern« theologisch verwurzelt, ohne je die Eigenständigkeit seines Denkens aufzugeben, nahm er als kaiserlicher Offizier seinen Abschied, da er sich weigerte, seinen Sohn taufen zu lassen. Er war also früh bereit, für eine gewonnene Überzeugung einen Preis zu zahlen. Früh erkannte und durchschaute er die widerchristliche und ungesetzliche NS-Ideologie – wie viele seiner adligen Standesgenossen. Er war verwandt mit vielen späteren adligen Widerstandskämpfern (vgl. Schaubild S. 291, leider nur mit Lupe lesbar) und dürfte auch Bonhoeffers Positionen ge-

* Band 1: 1874–1918. *Von Osteel bis Berlin*. Band 2: 1919–1937. *In Wiedenest*. Beide Muldenhammer (Jota) 2021.

kannt haben. Als freier Evangelist (er bewirtschaftete seine Güter, die finanziell wie bei vielen Adligen in der Weimarer Zeit krisenhaft waren) vertrat er Allianzpositionen, war aber in der Frage, ob Röm 13 von den Untertanen bzw. Bürgern einen bedingungslosen Gehorsam fordere, da jede Obrigkeit, auch die Hitlers, »von Gott verordnet« sei, anderer Meinung als die im BfC zusammengeschlossenen ehemals »Exklusiven« und »Offenen Brüder«.

Daher erhob er im Unterschied zu den führenden »Offenen Brüdern« und den Führern um Dr. Becker früh seine kräftige warnende Stimme. Damit stellte er sich auch gegen seinen theologischen Lehrer Warns, dem er ansonsten viel verdankte.

Nun wurde Karl von Rohr mehr und mehr marginalisiert und zu den großen Konferenzen nicht mehr eingeladen. Er erschien zwar 1938 auf der Liste der BfC-Reisebrüder, trat aber im Dezember 1939 wieder aus dem BfC aus, was einen Schritt in die Rechtlosigkeit bedeuten konnte, mit Sicherheit in verschärfte Überwachung.

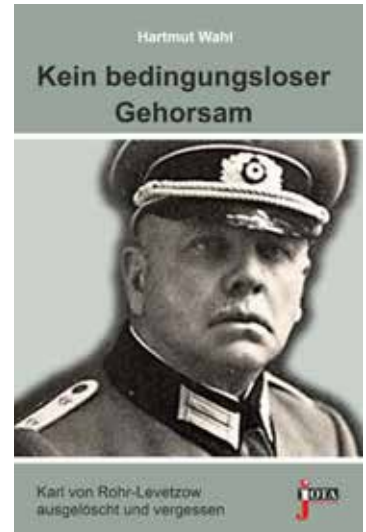
Was blieb möglich, wenn persönlich ausgegrenzt und marginalisiert, seine Position zu vertreten? Wahl hat in den *Handreichungen* (der wichtigsten Zeitschrift der »Offenen Brüder«) zwei gedruckte Bibelauslegungen von Karl von Rohr aus den Jahren 1937 und 1938 zu Rahab und zu Johannes dem Täufer gefunden, die für sich erlauben, Karl von Rohrs theologische und mittelbar auch politische Position zu erschließen (S. 174ff.), von Wahl als »getarnt widerständig« eingeordnet, durch die »Kunst

der mehrdeutigen Rede« charakterisiert.

Dass die Veröffentlichung dieser brisanten Texte in der Zeitschrift der »Offenen Brüder« damals noch möglich war, erstaunt, lässt den Mut auch des Herausgebers erkennen und belegt, dass Karl von Rohr unter den ehemals »Offenen Brüdern« noch Fürsprecher hatte (die ihn sogar auf die Liste der Reisebrüder setzten).

Der Wiederabdruck der beiden Bibelarbeiten und die kommentierende Einordnung durch Hartmut Wahl rechtfertigen bereits allein die vorliegende Publikation und sollten jedem an einer objektiven Brüdergeschichtsschreibung Interessierten empfohlen werden. Freilich ist eine besondere Textentschlüsselungsfähigkeit vonnöten.

Karl von Rohr ist einer der ganz wenigen im Raum der Brüderbewegung, die fragten, ob die Obrigkeit Gutes fördert (und nur dann hat sie Anspruch auf Gehorsam) oder ob sie dem Bösen Vorschub leistet (und dann besteht keine Pflicht zu bedingungslosem Gehorsam, sondern nur zu bedingtem, oder zu Ungehorsam und ggf. aktivem Widerstand). Ein Beleg für Letzteres lässt sich bei Karl von Rohr nicht nachweisen (vgl. S. 141), auch blieb er weiterhin Soldat. Es ist davon auszugehen, dass er seine Position in sorgfältiger theologischer Abwägung und in Kenntnis des verbrecherischen Charakters des NS-Systems und wahrscheinlich auch in Kenntnis der Widerstandsdiskussion innerhalb seiner adligen Verwandtschaft fand. Der nun einzuschlagende Weg konnte in die Einsamkeit, in Verfolgung und in den Tod führen.





»Böse« ist die Obrigkeit nicht nur, wenn sie Gottesdienste verbietet oder Gläubige verfolgt, sondern auch, wenn sie offenkundiges Recht verletzt, unschuldige Menschen entrechtet und verfolgt und sich selbst an Gottes Stelle setzt.

Das Buch von Hartmut Wahl ist eine wissenschaftliche Pietätsarbeit, einen markanten marginalisierten Vertreter der Brüderbewegung durch Erinnerung zu ehren und uns Heutige auf einen sorgsamsten Umgang mit der christlichen Obrigkeitslehre zu verpflichten. Wahl ermutigt auch heute Menschen, Entscheidungen und Maßnahmen der gegenwärtigen politischen und geistlichen Führer dem Prüfstein von Gut/Böse zu unterwerfen, anstatt in Staat und Gemeinde einem Kadavergehorsam zu erliegen. Freilich kann das nicht beliebiger Individualismus sein; die biblische und politische Urteilsfähigkeit der einzelnen Christen muss aufgebaut und auch von den Gemeinden gewollt werden – das ist ein hoher Anspruch. Karl von Rohr war eingebunden in die christliche und weltliche Widerstandsdiskussion kleiner Kreise im »Dritten Reich«, die sich ihre Gewissensentscheidungen schwer machten und dann die Konsequenzen zu tragen bereit waren.

Als an der Brüdergeschichte Interessiertem stellen sich mir noch Fragen an weitere Forschungen: Gab es bei den Geschwistern der »Offenen Brüder« einen Anteil von vielleicht 10 %, die nicht in den BfC

gingen, und bei denen, die nicht hineingingen, einen signifikanten Anteil, der sich im Untergrund versammelte?

Soziologisch und sozial waren zumindest die führenden »Offenen Brüder« akademisch oft besser vorgebildet (z. T. Theologen, Offiziere, Verwaltungsleute) als die führenden Brüder der »Exklusiven« und in vielen staatsnahen Berufen tätig gewesen. Gingen von den ehemals »Offenen Brüdern« ab 1937/38 viele in die Illegalität?

Sodann, um Hartmut Wahls zweites Anliegen ernst zu nehmen: Bemühen sich die heute im weiten Rahmen der Brüderbewegung (»Exklusive«, Freier Brüderring oder BEFG) Verantwortlichen, die einzelnen Geschwister zu theologischer und individual-ethischer Eigenverantwortung zu führen, oder dominiert eine reale oder verdeckte Leitungshierarchie, die mit Eigenständigen und Unangepassten nicht umzugehen weiß?

Schließlich: Wer pflegt und beherrscht noch die Kunst des mehrdeutigen Schreibens?

Alles in allem ein wichtiges Buch über einen beschwiegene und in die Vergessenheit gedrängten bedeutenden Mahner innerhalb der Brüderbewegung im »Dritten Reich«, der seinen theologischen Widerstand (von den Nazis als politischer Widerstand eingeordnet) mit dem Leben bezahlte und der zu sorgfältigem Bibelstudium einlädt, das nie dem Zeitgeist unterworfen werden darf.

Hartmut Kretzer

John Lennox:

2084

Künstliche Intelligenz und die Zukunft der Menschheit

Holzgerlingen (SCM) 2022
geb., 251 Seiten

ISBN 978-3-417-24174-7

€ 19,99

Der Titel dieses Buches lehnt sich an den Roman *1984* von George Orwell an. Dieser warnt vor einer Gesellschaft, in der wir von einer äußeren Macht unterdrückt und zu Gefangenen werden. Orwell zeigt einen totalitären Staat mit einem lückenlosen Überwachungssystem, in dem Gedankenkontrolle und eine eigene Sprache von zentraler Bedeutung sind. Diese Vorstellungen werden heute zunehmend mit neuen Entwicklungen in der Künstlichen Intelligenz (KI) in Verbindung gebracht, insbesondere mit Computertechnologien, die Dinge tun können, zu denen sonst nur der menschliche Verstand in der Lage ist. Es geht also um die Schaffung eines Verstandes, der den Menschen nachahmt.

John Lennox ist emeritierter Mathematikprofessor an der Universität Oxford und Autor zahlreicher Bücher zum Verhältnis von Glaube, Ethik und Wissenschaft. In diesem Buch geht er der Frage nach, welchen Weg die Menschheit im Hinblick auf technologischen Fortschritt, Bioengineering und vor allem Künstliche Intelligenz ein-

schlägt und welche Auswirkungen Fortschritte in der KI auf unsere Weltanschauung und auf die Gottesfrage haben (können).

Dabei behandelt er zunächst sehr ausführlich das Thema Künstliche Intelligenz und verbindet dieses mit den Themen »Woher kommen wir« und »Wohin gehen wir«. Dann wendet er sich den Themen »Was ist der Mensch« und »Die Zukunft der Menschheit« zu. Das geschieht auf biblischer Basis unter Einbeziehung des Evangeliums sowie der Prophetie. Die Diskussion evolutionistischer, naturalistischer und atheistischer Positionen wird dabei ebenfalls berücksichtigt. Dies alles wird gedanklich sehr gut verknüpft und mit vielen Fußnoten untermauert. Dabei werden zunächst Vorteile und Chancen der Künstlichen Intelligenz klar benannt. Es wird aber auch deutlich, dass etliche Aspekte, darunter auch die (urevolutionistische) Fortschrittsutopie der KI, final zum Scheitern verurteilt sind.

Nach der Lektüre hat man den Eindruck, dass man sowohl über das Thema Künstliche Intelligenz als auch über die Kernbotschaft der Bibel (Sünde, Erlösung, Jesu Tod, Umkehr, Gericht, Ewigkeit) gut informiert worden ist. Somit ist dieses Buch sehr zu empfehlen, auch weil die Künstliche Intelligenz in Zukunft immer mehr unseren Alltag prägen wird und es (zunehmend) nötig ist, gesellschaftliche Entwicklungen auf biblischem Hintergrund zu bewerten.

Jochen Klein



Brief aus der Heimat

Das Bähnlein rattert durch die Nacht in die Berge hinein. In fürchterlichem Gedränge sitze ich neben meiner Mutter und überlege mir, ob ich ihr wohl sagen soll, was mich bedrückt. Sie hat mich in Tübingen abgeholt, wo ich Theologie studiere. Und nun fahren wir zusammen in Richtung Schwäbische Alb.

Schließlich fasse ich mir ein Herz. »Weißt du, Mama, ich habe gar keine rechte Freude mehr an der Bibel. Ich finde da so viele unverständliche und schwere Dinge. Es sind so viele Widersprüche und Unbegreiflichkeiten, die das Buch für einen doch reichlich ungenießbar machen.«

Meine Mutter lacht hell auf. »Das liegt daran, dass du die Bibel ganz verkehrt liest.«

Etwas beleidigt fahre ich auf, sodass ein Mann neben uns erstaunt die Zeitung sinken lässt. »Ja, wie soll ich sie denn lesen? Ich lese sie im hebräischen und griechischen Urtext. Ich lese Kommentare. Ich höre Vorlesungen ...«

Die Mutter legt mir beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Ich will dir mal ein Beispiel erzählen. Weißt du noch, wie du im Krieg fast zwei Jahre ununterbrochen im Felde warst, ohne dass du Urlaub bekamst? Ich schrieb dir damals regelmäßig von den Ereignissen zu Hause. Und dann kam eines Tages ein Brief von dir, den ich nicht vergessen habe. Du schriebst: ›Ich höre in euren Briefen von Lebensmittelkarten, von Hamstern, von Schlangestehen. Ich verstehe das alles nicht. Hat sich denn bei euch alles so verändert?‹ Und dann kam der Satz, der mich

so sehr bewegt hat: ›Wie lange und wie weit bin ich von euch weg, dass ich die Briefe aus der Heimat gar nicht mehr verstehen kann!‹«

Ich nicke. »Ja, ja, ich kann mich erinnern. Aber was hat das mit der Bibel zu tun?«

»Siehst du«, fährt die Mutter fort, »du hast damals nicht gesagt: ›Die Briefe meiner Mutter sind für mich modernen Menschen ungenießbar.‹ Du hast auch nicht gesagt: ›In den Briefen meiner Mutter stehen Widersprüche und unsinnige Dinge.‹ Du hast nur einfach gesagt: ›Wie lange und wie weit bin ich von zu Hause weg, dass ich die Briefe aus der Heimat nicht mehr verstehen kann!‹«

Ich beginne zu begreifen. Aufmerksam höre ich der Mutter zu. »Die Bibel ist auch ein Brief, mein Sohn. Sie ist ein Brief des lebendigen Gottes aus der ewigen Heimat – an dich geschrieben. Wenn du diesen Brief nicht mehr verstehen kannst, darfst du die Schuld nicht bei dem Brief suchen. Es liegt an dir selbst. Du musst sagen: ›Wie entsetzlich weit bin ich von meinem himmlischen Vater weggekommen, dass ich seinen Brief nicht mehr verstehen kann! Jetzt will ich mich erst recht hinein vertiefen und den Heiligen Geist bitten, damit ich den Brief aus der Heimat verstehen lerne.«

Von da ab war es zwischen uns sehr still, bis das Bähnlein in Urach hielt. Aber den Rat der Mutter habe ich nie mehr vergessen. Er hat mir den Weg in die Bibel hinein gezeigt.

Wilhelm Busch